I

1c 163.838
WIENER STADTBIBLIOTHEK

1. Bekenntnisse
2. Communiques
3. Die Vertreibung aus dem Paradies
4. Speidels Tod
5. Battistini
6. Der Fäulnisprozeß der Zeit
7. Schimpfen
8. Seelenvollheit
9. Nordau: Laokoon oder über die Grenzen der Ignoranz und Frechheit
10. Journalist und Dienstmann

DIE FACKEL

Nr. 185 WIEN, 17. OKTOBER 1905 VII. JAHR

BEKENNTNISSE.

Nun ist der moralische Niedergang der ‚Fackel' eine Tatsache, die sich nicht mehr verschleiern läßt. Bald wird er reif sein, von energischer Hand »aufgedeckt« zu werden... Aufdecken! Das tapfere Wort pocht an die Tür, die mein besseres Selbst verschließt, rührt an die Seligkeiten verrauchten Sittenzornes, beschwört die Zeiten, da ich auf diesen Blättern noch, bis es Hörer und Sänger erschöpfte, das Lied vom braven Mann sang. Dann begann ich und die schlimme Frau zu werben, und mein Kampfesmut nahm eine bedenklich ästhetische Wendung. Die Freunde erschraken. Wie sollte solche Vereinigung sozialen Willens und anarchischer Laune möglich sein? Kann dem Hasser der Korruption die Prostituierung sexueller Werte auch nur erklärlich scheinen? Kann man die Schädlinge der Gesellschaft angreifen, die in Amt und Presse ihr Wesen treiben, und zugleich den sittlichen Forderungen dieser Gesellschaft eine Nase drehen? Kann die Hand, die käufliche Männer züchtigt, den Freipaß einer „Dirne" besiegeln? Die andere Vereinigung wäre geläufiger. Daß die Libertiner der Wirtschaftsmoral auf Treu und Glauben im Geschlechtsverkehr halten oder ihm die legalen Fesseln enger ziehen möchten, ist bekannt. Der kolorierte Ehrenmann, der durch gefährliche Drohung Geld für Lob und Bild einer kleinen Schauspielerin erpreßt, würde im Verweigerungsfalle bereit sein, augenzwinkernd und seiner sittlichen Überlegenheit bewußt, zu verraten,

daß die Dame nicht von ihrer Gage lebt. Und ist's nicht der Triumph staatlicher Gerechtigkeit, daß er den Schandlohn verkaufter kritischer Gunst, den ihm sein Opfer schuldet, zivilrechtlich eintreiben kann, während eine »Prostituierte«, die er etwa selbst um den bedungenen Lohn geprellt hat, aus dem Gerichtssaal gejagt würde? Die Heiligkeit des Familienlebens, die Reinheit des Ehebetts, die Uneigennützigkeit geschlechtlicher Wünsche — wahrlich, das sind die ethischen Güter, an deren Bestand kein Wucherer ~~kein Pferdedieb, kein Wechselfälscher~~ je zu rütteln ~~wagte~~ Daß nun ein Publizist, von dem ein dunkles Gerücht behauptet, daß er unbestechlich sei — wiewohl kein Mensch sich getraut, es ihm nachzuweisen —, daß gerade er an jenen sittlichen Idealen sich vergreift, ist ein zeitgeschichtliches Kuriosum, über das bereits die größten Dummköpfe nachzudenken beginnen. ~~Wie? Er nimmt nicht einmal eine gutbezahlte Annonce,~~ wenn ihr Gegenstand ihm nicht der Förderung wert scheint, und verherrlicht ~~»~~kostenlos im redaktionellen Teile« Dinge, deren Nichtförderung sich die Menschheit den Schweiß von Jahrhunderten kosten ließ? Was man nicht deklinieren kann, das sieht man als ein ~~Neutrum~~ an; was über unsern Rindfleischhorizont hinausgeht, ~~das~~ pflegen wir als Sensationssucht zu bezeichnen. Spekuliert ~~er~~ nicht auf das Interesse, das der »stoffliche« Feingehalt immerhin seiner befremdenden Weltanschauung sichern könnte?

Wer so lange das Mißtrauen gegen Druckerschwärze gepredigt hat, mag es sich schließlich als persönlichsten Erfolg anrechnen, daß auch seine Meinung als geschwärzt verdächtigt wird. Ein Jahr hindurch wurde ich mit der Frage belästigt, welches »Motiv« meinen Angriffen auf ~~einen reichsdeutschen Schriftsteller~~ zugrunde liege. In der Stadt der Verbindungen und Beziehungen wäre es unerhört, wenn einmal Erkenntnis und nicht Erkenntlichkeit urteilbildende Kraft bewährte. Der Angreifer ist hier entweder

undankbar oder rachsüchtig: entweder war er vor zehn Jahren vom Angegriffenen zur Jause geladen, oder er war nicht geladen. Nun gibt es ja gewiß Autoren, in deren Stil der Hinauswurf, das abgelehnte Theaterstück, das verweigerte Darlehen, der unterlassene Gruß zu unverkennbarem und individuell reizvollstem Ausdruck gelangen. Aber warum gerade mir der Verdacht, dem erprobten Spürer von Zusammenhängen? Die Wiener Frage: »Was haben Sie gegen den Mann?« prallt mit ihrer aufreizenden Dummfrechheit an einer publizistischen Lebensführung ab, die sich zu einem Angriff, der nicht das »Motiv« in sich selbst trägt, nie erniedrigen könnte. Auch nicht zu einem Angriff auf die Gesellschaftsordnung, den man als administrative Maßregel entlarvt. Und die Spekulation wäre auch allzu dürftig. Denn seht, das Publikum weist eine Schweinerei entrüstet zurück, wenn es deren erzieherische Absicht merkt. Aber habe ich denn nicht oft genug bewiesen, daß mir der Wunsch des Lesers eher Verbot als Befehl ist? Nicht offen bekannt, daß ich die Abhängigkeit vom Publikum als die schlimmste aller publizistischen Unfreiheiten empfinde, schlimmer als jene, zu der die Gunst zahlender Finanzinstitute verpflichtet? Ein anderes Recht, als eine Zeitschrift, die ihm mißfällt, nicht zu lesen, kann ich dem Leser nicht einräumen, und die Reklamationen, die er »portofrei« erheben kann, haben der Expedition, nicht der Redaktion zu gelten. Wenn eine Nummer, die den Beitrag einer künstlerischen oder wissenschaftlichen Persönlichkeit, auf deren Hilfe ich stolz bin, bietet, von fünfhundert Lesern ignoriert wird, so sehe ich darin bloß eine abfällige Selbstkritik, und die schlimmste Erfahrung könnte mich dann nur zu dem Entschluß bringen, lieber auf die Leser als auf den Mitarbeiter zu verzichten. Ein allzuschlauer Geschäftsmann bin ich also doch nicht. Nur ein planvoller Verschwender. Das ist kein gutgeführtes Blatt, bei dem der Abfall der Anhänger nicht durch einen

Willensakt des Herausgebers geleitet wird. Die Enttäuschung der Leser darf nicht die Überraschung des Schriftstellers sein. Kann er sie nicht seiner Lebensansicht gewinnen, dann mag er lieber materiell an ihrer Entrüstung als geistig an seiner Willfährigkeit zugrunde gehen. Solche Gemeinschaft mit dem bauchrutschenden Gesinde, das täglich zweimal den Wünschen abonnierender Familienväter pariert, würde ihn tiefer erniedrigen, als der ~~völlige~~ Eintritt in die Sklavenlegion.

Erklären wir uns den moralischen Niedergang der ‚Fackel', wie wir wollen. Ihn zu betreiben, ist eine Lebensaufgabe, um deren willen es sich lohnt, diese Zeitschrift fortzusetzen. Das Bewußtsein, daß die verbitterte Talentlosigkeit mich als den Überwinder der Korruption feiert, hat mir oft den verzweifelten Gedanken eingegeben, daß man mit einem der im Preßlager erbeuteten Revolver Selbstmord verüben könnte. Mindestens eine Fackel verlöschen, deren Schein zwar die Spitzbuben fürchten, aber die Dummköpfe lieben. Und es darf nicht geschehen, daß der größere Feind triumphiere, wenn der kleinere erschlagen wird. Die ~~Gefahren~~ die ich ~~hier~~ so oft ~~an die Wand gemalt~~ sind mir darum nicht sympathischer, wenn ich nicht stündlich auf der Lauer liege, aus dem Zeitungspapier die Lumpen herauszufangen. Aber nie noch hat Zustimmung einen Kämpfer so entmutigt wie mich, den die ehrbare Unbegabung vom ersten Tage an als ihren Erlöser betrachtet hat. Hätte sie geschwiegen, hätte sie jenes Gefühl der Genugtuung, das ich auf dem Gewissen habe, im Herzen bewahrt oder in anonymen Briefen entladen, vielleicht wäre ich heute tatenfroher denn je. Aber ach, mein Beispiel hat Nachahmer gefunden. Das Kleinoktav der sittlichen Entrüstung ist endemisch geworden. Format, Farbe, Preis, Unregelmäßigkeit des Erscheinens, auch ein wenig Räuspern und Spucken haben sie mir abgeguckt. Daß die sittliche Ent-

rüstung sich gerade durch unlautern Wettbewerb Bahn brechen mußte, war fatal genug. Aber der schöne Eifer jenes Ritters, der in jedem Herbst sein Streitroß von Trafik zu Trafik tummelt, die Auflagen der im Sommerschlaf gestorbenen ‚Fackel' erkundet und sich als Nachfolger empfiehlt, ist gewiß nicht strafbar. Einer der Herren mit ehrlichen Absichten glaubte wieder, daß es auf die Unregelmäßigkeit des Erscheinens ankomme, und übertrieb sie. Die ‚Fackel' hat wenigstens die Kontinuität der Zahl, wenn schon nicht der Zeit bewahrt. Mein Mitkämpfer bringt nicht nur den Kalender, sondern auch die Mathematik in Unordnung und läßt auf Nr. 2 gleich Nr. 27 folgen. »Wir sind als Konkurrenzblatt zur ‚Fackel' gedacht« — versichert er in einem Rundschreiben, in dem die Unterstützung der Banken erbeten wird, und unter den »Antworten des Herausgebers« verspricht er, demnächst auf die Zustände in einem harthörigen Finanzinstitut »zurückzukommen«. Seine Hefte aber, die er an geldverdächtige Adressen sendet, kommen früher zurück. Woher ich das weiß? Einzig unsere Postverwaltung ist von der Identität des neuen Korruptionsbekämpfers mit meiner Person überzeugt und überweist alle von Banken und Aktiengesellschaften abgelehnten roten Hefte an den Verlag der ‚Fackel'. Die Schar dieser Kämpen, die der Korruption durch Lumperei beikommen wollen und für die das »heute rot, morgen tot« eigens erfunden scheint, ist unübersehbar. Unsympathischer sind jene unter meinen Anhängern, die die Übel dieser Welt ausschließlich mit der Waffe überzeugter Geistlosigkeit bekämpfen, meine Terminologie verhunzen und am Schlusse des Quartals es glücklich dahin gebracht haben, daß die Leser, zur Abonnementserneuerung aufgefordert, sich nach der in den abschreckendsten Farben geschilderten Korruption sehnen, weil sie bei ihr weniger Langweile zu finden hoffen. »Vorhang auf!« ruft der Herausgeber — »Anhang weg!« antworte ich mit

Nachdruck. Man kann die Schrecknisse einer Zeitschrift, die ohne Talent »für Recht und Wahrheit kämpft«, nicht beschreiben. Da wechselt die lederne Versicherung »Wir werden auch in Zukunft getreu unserem Programme jederzeit...« mit gefährlichen Drohungen ab, deren gewalttätige Humorlosigkeit den Leser mehr als den Betroffenen einschüchtert. Hier wird jemandem »die gebührende Züchtigung für seine Schandtat« in Aussicht gestellt, dort als die »einzige Hilfe gegen derartige Subjekte«: ‚An den Pranger mit ihnen!'« empfohlen. Natürlich »kennen wir einige Individuen, denen man derlei Schandtaten zumuten kann«, und daß »solche Kerle denn doch einmal gezüchtigt werden müssen«, versteht sich fast auf jeder Seite von selbst. »Wir werden den saubern Herrn scharf im Auge behalten« und »Geduld, wir kaufen uns auch diesen Burschen« sind die mildesten Versprechen, die der unversöhnliche Antikorruptionist gibt. Er hatte sich die Reinigung der Theatersphäre vorbehalten, und man kann sagen, daß er es binnen kurzer Frist verstanden hat, einem die ekelhaftesten Agenten und Direktoren näher zu bringen. Seine Gegner bittet er, sich in ihren Polemiken eines besseren Deutsch zu bedienen, wenn dies auch, wie er hochmütig beifügt, vielen Bühnenleitern »schwer fallen soll«. Was? »Letzteres« Gesinnung ist denn doch wichtiger als Grammatik! Also: »Ein reelles Geschäft wirkt für ihn, wie ein rotes Tuch für den Stier.« Natürlich ist es »uns ganz egal, was dieses Individium von uns spricht«. Aber »nachdem eine Klage im Zuge ist«, ist es nicht erlaubt, mehr über das Individium zu sagen. Im übrigen, »Jedes Tierchen hat sein Pläsierchen«, »Gleich und Gleich gesellt sich gern« und was derlei Aperçus sonst sind, die wir dem Briefkastengeist dieses Antikorruptionisten verdanken. Sein Programm: »Die Unanständigkeit, von welcher Seite sie auch ausgehen mag, wird von uns bekämpft, freilich fragen wir auch nach den Ursachen.«

Sein bestes ~~Versprechen~~: »die theatralischen Übelstände der Behörden zu geißeln«. Die originelle Wendung könnte einen beinahe mit den gräßlichen Worten »Übelstände« und »geißeln« versöhnen. Diese aus »Übelständen« und »Übergriffen« und nur wenigen gerechten, aber dafür geistlosen Menschen bestehende Welt des Antikorruptionismus ist wirklich ein Jammertal . . .

Ich möchte keinem der Spitzbuben, die ich je gekränkt, etwas abbitten, aber — »erschüttert steh' ich«, ~~ich~~ stehe tiefbetrübt vor dem Unheil, das ich in den Schwachköpfen des Landes angerichtet habe. So war es nicht gemeint! Die antikorruptionistische Fratze hat mir mein Gesicht verleidet, und ich weiß nicht, ob ich nicht heute, vor die Wahl gestellt, einen ~~echten~~ Übelstand einem unberufenen »Aufdecker« vorzöge. Soll ich ein Leben lang an der dicken Haut des Wiener Ehrgefühls meine Stichkraft erproben? Meine Siegestrophäen, so trösten Freunde, seien die unterlassenen Gemeinheiten. Aber deren Statistik dürfte kaum herstellbar sein, und das Bewußtsein, meine mißratenen Mitbürger nur durch permanente Bedrohung an ihrer Ehre zu einer Unterlassung zu zwingen, zeigt mir mein Handwerk im Lichte einer ethisch geadelten Erpressung. Nicht Gewissensfurcht, sondern der rote Schrecken hält von der Begehung einer Schlechtigkeit ab. Verstummt der Mund, der sie periodisch ins Land schrie, so geht wieder das fröhliche Gaunertreiben los, der Griff in die Brieftasche des Nächsten, der allzulange heimlich nur geschah, vollzieht sich bei hellem Tage, und unter den Giftbäumen Börse und Presse halten gesättigte Matadore ihr Mittagsschläfchen. Gewiß, eine traurige Möglichkeit. Aber ich möchte sie dem häßlichen Undank der Wiener Öffentlichkeit, die mir hundertmal bewiesen hat, daß sie am Kampf bloß den Lärm, an der Enthüllung bloß den Skandal liebt und ~~für~~ den ~~Aufwand~~ ethischen Ernstes und stilistischer Kraft nicht

~~das geringste Verständnis hat;~~ reuelos bieten. Ihrem sittlichen Bedürfnis mögen »Aufdecker« minderen Ranges, ihren Beschwerden das ‚Extrablatt', genügen. Die Zeiten sind vorbei, wo mich die Kunde stolz machen konnte, daß liberale Väter ihren schwangeren Frauen den Anblick der roten Hefte entzogen und den ~~schon~~ gezeugten Kindern zuriefen: Hütet euch, je zu werden diesem gleich! Vorläufig labe ich mich an jenem Urquell, dem mir unsere Leiden in gefälliger Natürlichkeit zu entspringen scheinen, an der unerschöpflichen vaterländischen Dummheit. Ästhetischer Sinn hat vor der sittlichen Entrüstung Recht und Anteil an der Ergründung von »Übelständen«. Er blickt tiefer und gibt auch der flüchtigen Erscheinung die Perspektive auf Ewiges. Er verfolgt die Spuren menschlicher Torheit und kann, wenn ihn Witz und Furchtlosigkeit geleiten, größere Entdeckerfreuden erleben als die sittliche Entrüstung, der phantasielose »Informatoren« die fertigen Übelstände auf den Schreibtisch liefern. Er weist auf Miseren, die bisher vor keuschen Ohren nicht genannt werden durften und die unerträglicher sind als selbst die Verletzung der Inkompatibilität von Kritikeramt und Autorenberuf. Er begreift den unerhörten Kontrast von Sitte und Sein, stellt sich auf die kulturmordende Heuchelei unserer Sexualethik ein und schärft sich für die Reform des österreichischen Strafgesetzes, von der bisher nichts in die atemlos wartende, aber humorbedürftige Welt gedrungen ist, als daß sie eine Bestimmung gegen die »Erschleichung des Beischlafes« geschaffen habe . . . Krieg der Stupidität, die die Menschheit schwerer drückt als die Schlechtigkeit der einzelnen. Ich habe lange genug den Schlaf des braven Bürgers vor Gaunertücke behütet. Jetzt ~~bitte~~ ich alle, die des Schutzes wert sind, ~~sie mögen~~ der Talentlosigkeit ausweichen, wenn sie ihr Nachts begegnen. Alle, die am moralischen Niedergang der ‚Fackel' freund-

liches Interesse nehmen. Wir wollen ihn betreiben! Auch wenn es keiner glaubte, wie viel moralische Kraft solch ein Vorsatz wecken kann!

Ravenna.*)

Von **Oskar Wilde.**

In freier Nachdichtung von
Felix Dörmann.

Vor einem Jahr sog ich Italiens Hauch,
Doch, nordischer Frühling, du bist lieblich auch.
Das Feld von jungen Blumen goldig blinkt,
Im zarten Lärchenbaum die Drossel singt;
Saatkrähen, wilde Tauben flattern hin,
Am Himmel kleine Wolken eilig ziehn,
Das Veilchen senkt des Hauptes zarte Last,
Die Primel ist vor Liebesgram erblaßt,
Die Rosen sprießen auf am Kletterstamme,
Ein Mond, erfüllt von einer Feuerflamme:
Das Crocusbeet, das purpurrote Blüten
Im Kreise wie ein Ehering behüten;

*) Diese von Jugendflammen lodernde und dennoch formvollendete Dichtung erschien im Jahre 1878. Wilde war damals Abiturient des Magdalen College in Oxford. Es war das erstemal, daß Wilde in die Öffentlichkeit trat — als Gewinner des Newdigate Preises. Das Gedicht, das auch in England nahezu unbekannt blieb, erscheint hier zum erstenmal in deutscher Sprache, in einer vortrefflichen und wirklich kongenialen Nachdichtung. Tragische Vorahnung eigenen Erlebens spricht aus der Stelle, wo der edle Dichter, den später der Heuchlergeist seiner Nation so schändlich hingemordet hat, das Schicksal Byrons beklagt.

Anm. d. Herausgebers.

DIE FACKEL

NR. 186 WIEN, 26. OKTOBER 1905 VII. JAHR

Im Wiener Preßlager herrscht mehr Freude über einen reuigen Gerechten, als über neunundneunzig Sünder. Man glaubt — so melden Staffetten — aus meinen »Bekenntnissen« die Hoffnung auf eine nunmehr anbrechende Schonzeit ableiten zu dürfen. Man glaubt, die ‚Fackel' habe ein »neues Programm« entwickelt. Ich wußte nicht, daß die Wiener Journalisten Analphabeten sind. Da ich bisher immer nur annahm, daß sie nicht schreiben können, überrascht es mich, zu erfahren, daß sie auch des Lesens unkundig sind. Ich habe, heißt es, die Flinte ins Korn geworfen. Daß ich dann die Kornwucherer erschlage, statt sie zu erschießen, verstehen ihre journalistischen Anwälte nicht. Sie lassen das Motiv der Stimmung des Schreibers und die Selbstherrlichkeit seiner Anschauung nicht gelten: sie, die gewohnt sind, die Anschauung ihres Chefredakteurs aus der Stimmung ihres Administrators vor dem Publikum zu entwickeln. Aber sie sollten gegen einen Schriftsteller, der den Mut hat, seine Mutlosigkeit so offen zu bekennen, doch mißtrauischer sein. Ich habe, wie so oft schon, gestanden, daß mir Mitkämpfer einen Kampf verleiden können. Ich habe den Freund verraten. Den Feind gebe ich darum so bald nicht preis. Aus der Besorgnis, daß Gesinnung ohne Talent der feindlichen Sache nützen, daß die Gottverlassenheit meines antikorruptionistischen Anhangs die Preise der Korruption in die Höhe treiben könnte, ist auf meine künftige »Haltung« kein für die Wiener Presse erfreulicher Schluß zu ziehen. ~~Ich habe die Dummköpfe für hassenswerter als die Spitzbuben erklärt. Und~~ Wenn ich die Spitzbuben fortan aus dem Spiele ließe, ~~wieso bliebe dann die Wiener Presse aus dem Spiel? Warum frohlockt sie~~?

6

Bekanntmachung

10/05

BEKENNTNISSE

Oktober 1905

Nun ist der moralische Niedergang der ‚Fackel' eine Tatsache, die sich nicht mehr verschleiern läßt. Bald wird er reif sein, von energischer Hand »aufgedeckt« zu werden .../Aufdecken! Das tapfere Wort pocht an die Tür, die mein besseres Selbst verschließt, rührt an die Seligkeiten verrauchten Sittenzornes, beschwört die Zeiten, da ich auf diesen Blättern noch, bis es Hörer und Sänger erschöpfte, das Lied vom braven Manne sang. Dann ging eine Frau vorüber, die seine Tugenden nicht hatte, aber schön war, und er rümpfte die Nase. Ich erkannte, daß er ein Philister war, und meine Kampflust nahm eine Wendung. Die Freunde erschraken; denn sie führte scheinbar immer weiter vom Ausgang. Wie sollte eine Vereinigung sozialen Willens und anarchischer Laune möglich sein? Kann dem Hasser der Korruption die Prostituierung sexueller Werte auch nur erklärlich scheinen? Kann man die Schädlinge der Gesellschaft angreifen, die in Amt und Presse ihr Wesen treiben, und zugleich den sittlichen Forderungen dieser Gesellschaft eine Nase drehen? Kann die Hand, die käufliche Männer züchtigt, den Freipaß einer »Dirne« besiegeln? Die andere Vereinigung wäre geläufiger. Daß die Libertiner der Wirtschaftsmoral auf Treu und Glauben im Geschlechtsverkehr halten oder ihm die legalen Fesseln enger ziehen möchten, ist bekannt. Der illustrierte Ehrenmann, der einer kleinen Schauspielerin durch gefährliche Drohung

Geld für Lob und Bild erpreßt, würde im Verweigerungsfalle bereit sein, augenzwinkernd und seiner sittlichen Überlegenheit bewußt, zu verraten, daß die Dame nicht von ihrer Gage lebt. Und ist's nicht der Triumph staatlicher Gerechtigkeit, daß er den Schandlohn verkaufter kritischer Gunst, den ihm sein Opfer schuldet, zivilrechtlich eintreiben kann, während eine »Prostituierte«, die er etwa selbst um den bedungenen Lohn geprellt hat, aus dem Gerichtssaal gejagt würde? Die Heiligkeit des Familienlebens, die Reinheit des Ehebetts, die Uneigennützigkeit geschlechtlicher Wünsche — wahrlich, das sind die ethischen Güter, an deren Bestand kein Wucherer je zu rütteln gewagt hat! Daß nun ein Publizist, von dem ein dunkles Gerücht behauptet, daß er unbestechlich sei — wiewohl kein Mensch sich getraut, es ihm nachzuweisen —, daß gerade er an jenen sittlichen Idealen sich vergreift, ist ein zeitgeschichtliches Kuriosum, über das bereits die größten Dummköpfe nachzudenken beginnen. Was man nicht deklinieren kann, das sieht man für eine Pose an; was über unsern Horizont hinausgeht, pflegen wir als Sensationssucht zu bezeichnen. Spekuliere ich nicht auf das Interesse, das der »stoffliche« Feingehalt immerhin einer befremdenden Weltanschauung sichern könnte?

Wer so lange das Mißtrauen gegen Druckerschwärze gepredigt hat, mag es sich schließlich als persönlichsten Erfolg anrechnen, daß auch seine Meinung als geschwärzt verdächtigt wird. Ein Jahr hindurch wurde ich mit der Frage belästigt, welches »Motiv« meinen Angriffen auf Herrn Maximilian Harden zugrunde liege. In der Stadt der Verbindungen und Beziehungen wäre es unerhört, wenn einmal Erkenntnis und nicht Erkenntlichkeit urteilbildende Kraft bewährte. Der Angreifer ist hier entweder undankbar oder rachsüchtig: entweder war er vor zehn Jahren vom Angegriffenen zur Jause geladen, oder er war nicht zur Jause geladen. Nun gibt es ja gewiß

Autoren, in deren Stil der Hinauswurf, das abgelehnte Theaterstück, das verweigerte Darlehen, der unterlassene Gruß zu unverkennbarem und individuell reizvollstem Ausdruck gelangen. Aber warum gerade mir der Verdacht, dem ~~erprobten~~ Spürer von Zusammenhängen? Die Wiener Frage: »Was haben Sie gegen den H?« prallt mit ihrer aufreizenden Dummfrechheit an einer publizistischen Lebensführung ab, die sich zu einem Angriff, der nicht das »Motiv« an der Stirn trägt, nie erniedrigen könnte. Auch nicht zu einem Angriff auf die Gesellschaftsordnung, den man als administrative Maßregel entlarvt. Und die Spekulation wäre auch allzu dürftig. Denn seht, das Publikum weist eine Schweinerei entrüstet zurück, wenn es deren erzieherische Absicht merkt. Aber habe ich denn nicht oft genug bewiesen, daß mir der Wunsch des Lesers lieber Verbot als Befehl ist? Nicht offen bekannt, daß ich die Abhängigkeit vom Publikum als die schlimmste aller publizistischen Unfreiheiten empfinde, schlimmer als jene, zu der die Gunst zahlender Finanzinstitute verpflichtet? Ein anderes Recht, als eine Zeitschrift, die ihm mißfällt, nicht zu lesen, kann ich dem Leser nicht einräumen, und die Reklamationen, die er erheben kann, haben der Expedition, nicht der Redaktion zu gelten. Wenn etwa ein Heft, das den Beitrag einer literarischen Persönlichkeit, auf deren Hilfe ich stolz bin, bietet, von fünfhundert Lesern ignoriert wird, so sehe ich darin bloß eine abfällige Selbstkritik, und die schlimmste Erfahrung könnte mich dann nur zu dem Entschlusse bringen, lieber auf die Leser als auf den Mitarbeiter zu verzichten. Ein allzuschlauer Geschäftsmann bin ich also doch nicht. Nur ein planvoller Verschwender. Das ist kein gutgeführtes Blatt, bei dem der Abfall der Anhänger nicht durch einen Willensakt des Herausgebers geleitet wird. Die Enttäuschung des Lesers darf nicht die Überraschung des Autors sein. Kann er sie seiner Lebensansicht nicht gewinnen,

dann mag er lieber materiell an ihrer Empörung als geistig an seiner Ergebung zugrunde gehen. Solche Gemeinschaft mit dem bauchrutschenden Gesinde, das täglich zweimal den Wünschen abonnierender Familienväter pariert, würde ihn tiefer erniedrigen, als der förmliche Eintritt in die Sklavenlegion.

Erklären wir uns den moralischen Niedergang der ‚Fackel', wie wir wollen. Ihn zu betreiben, ist eine Lebensaufgabe, um deren willen es sich lohnt, diese Zeitschrift fortzusetzen. Das Bewußtsein, daß die verbitterte Talentlosigkeit mich als den Überwinder der Korruption feiert, hat mir oft den verzweifelten Gedanken eingegeben, daß man mit einem der im Preßlager erbeuteten Revolver Selbstmord verüben könnte. Mindestens eine Fackel verlöschen, deren Schein zwar die Spitzbuben fürchten, aber die Dummköpfe lieben. Und es darf nicht geschehen, daß der größere Feind triumphiere, wenn der kleinere erschlagen wird. Die Lumperei, die ich so oft bloßgestellt habe, ist mir nicht sympathischer geworden, wenn ich nicht stündlich auf der Lauer liege, aus dem Zeitungspapier die Lumpen herauszufischen. Aber nie noch hat Zustimmung einen Kämpfer so entmutigt wie mich, den die ehrbare Unbegabung vom ersten Tage an als ihren Erlöser betrachtet hat. Hätte sie geschwiegen, hätte sie jenes Gefühl der Genugtuung, das ich auf dem Gewissen habe, im Herzen bewahrt oder meinetwegen in anonymen Briefen entladen, vielleicht wäre ich heute tatenfroher denn je. Aber ach, mein Beispiel hat Nachahmer gefunden. Das Kleinoktav der sittlichen Entrüstung ist endemisch geworden. Format, Farbe, Preis, Unregelmäßigkeit des Erscheinens, auch ein wenig Räuspern und Spucken haben sie mir abgeguckt. Daß die sittliche Entrüstung sich gerade durch unlautern Wettbewerb Bahn brechen mußte, war fatal genug. Aber der schöne Eifer jener Ethiker, die in jedem Herbst

5

von Trafik zu Trafik gehen, die Auflagen der im Sommerschlaf hoffentlich gestorbenen ‚Fackel' erkunden und sich als Erben empfehlen, ist gewiß nicht strafbar. Einer der Herren mit ehrlichen Absichten glaubte sogar, daß es auf die Unregelmäßigkeit des Erscheinens ankomme, und übertrieb sie. Die ‚Fackel' hat wenigstens die Kontinuität der Zahl, wenn schon nicht der Zeit bewahrt. Mein Mitkämpfer bringt nicht nur den Kalender, sondern auch die Mathematik in Unordnung und läßt auf Nr. 2 gleich Nr. 27 folgen. »Wir sind als Konkurrenzblatt zur ‚Fackel' gedacht« — versichert er in einem Rundschreiben, in dem die Unterstützung der Banken erbeten wird, und unter den »Antworten des Herausgebers« verspricht er, demnächst auf die Zustände in einem harthörigen Finanzinstitut »zurückzukommen«. Seine Hefte aber, die er an geldverdächtige Adressen sendet, kommen noch früher zurück. Woher ich das weiß? Kein Schamgefühl hindert ihn, so rot wie ich zu erscheinen, und da einzig unsere Postverwaltung von der Identität des neuen Korruptionsbekämpfers mit meiner Person überzeugt ist, so überweist sie alle von Banken und Aktiengesellschaften abgelehnten roten Hefte an den Verlag der ‚Fackel'. Die Schar dieser Kämpen, die der Korruption durch Lumperei beikommen wollen und für die das »heute rot, morgen tot« eigens erfunden scheint, ist unübersehbar. Antipathischer sind jene unter meinen Anhängern, die die Übel dieser Welt ausschließlich mit der Waffe überzeugter Geistlosigkeit bekämpfen, meine Terminologie verhunzen und am Schlusse des Quartals es glücklich dahin gebracht haben, daß die Leser, die zur Abonnementserneuerung aufgefordert werden, sich nach der in den düstersten Farben geschilderten Korruption sehnen, weil sie bei ihr weniger Langweile zu finden hoffen. Man kann die Schrecken einer Zeitschrift, die ohne Talent »für Recht und Wahrheit kämpft«, nicht beschreiben. Da werden Übel gesucht, damit sie »aufgedeckt« werden /

/ Kinn,

können, da werden die Schwächen der Menschheit unaufhörlich »gegeißelt«, aber mit Peitschen, die aus Ledernheit geflochten sind, und die Versicherung »Wir werden auch in Zukunft getreu unserem Programme jederzeit . . .« wechselt mit gefährlichen Drohungen ab, deren gewalttätige Humorlosigkeit den Leser mehr als den Betroffenen einschüchtert. »Wir werden den saubern Herrn scharf im Auge behalten« und »Geduld, wir kaufen uns auch diesen Burschen« sind die mildesten Versprechungen, die der unversöhnliche Antikorruptionist von sich gibt. Diese aus »Übelständen« und »Übergriffen« und nur wenigen gerechten, aber dafür geistlosen Menschen bestehende Welt des Antikorruptionismus ist wahrlich ein Jammertal . . .

Ich möchte keinem der Spitzbuben, die ich je gekränkt, etwas abbitten, aber — erschüttert steh' ich, stehe tiefbetrübt vor dem Unheil, das ich in den Schwachköpfen des Landes angerichtet habe. So war es nicht gemeint! Die antikorruptionistische Fratze hat mir mein Gesicht verleidet, und ich weiß nicht, ob ich nicht heute, vor die Wahl gestellt, einen vielberufenen Übelstand einem unberufenen Aufdecker vorzöge. Soll ich ein Leben lang an der dicken Haut des Wiener Ehrgefühls meine Stichkraft erproben? Meine Siegestrophäen, so trösten Freunde, seien die unterlassenen Gemeinheiten. Aber deren Statistik ist leider nicht herzustellen, und das Bewußtsein, meine mißratenen Mitbürger nur durch permanente Bedrohung an ihrer Ehre zu einer Unterlassung zu zwingen, zeigt mir mein Handwerk im Lichte einer ethisch geadelten Erpressung. Nicht Gewissensfurcht, sondern der rote Schrecken hält von der Begehung einer Schlechtigkeit ab. Verstummt der Mund, der sie periodisch ins Land schrie, so geht wieder das fröhliche Gaunertreiben los, der Griff in die Brieftasche des Nächsten, der allzulange heimlich geschah, vollzieht sich bei hellichtem Tage,

und unter den Giftbäumen Presse und Börse halten gesättigte Matadore ihr Mittagsschläfchen. Gewiß, eine traurige Möglichkeit. Aber ich möchte sie dem stumpfen Undank der Wiener Öffentlichkeit, die mir hundertmal bewiesen hat, daß sie am Kampf bloß den Lärm, an der Enthüllung bloß den Skandal liebt und den Beweis ethischen Ernstes so wenig würdigt wie den Aufwand künstlerischer Kraft, reuelos bieten. Die Zeiten sind vorbei, wo mich die Kunde stolz machen konnte, daß liberale Väter ihren schwangeren Frauen den Anblick der roten Hefte entzogen und den glücklich gezeugten Kindern zuriefen: Hütet euch, je zu werden diesem gleich!

Ein Weilchen labe ich mich an jenem Urquell, dem mir unsere Leiden in gefälliger Natürlichkeit zu entspringen scheinen, an der unerschöpflichen vaterländischen Dummheit. Künstlersinn hat vor der moralischen Wachsamkeit Recht und Anteil an der Ergründung von »Übelständen«. Er blickt tiefer und gibt auch der flüchtigen Erscheinung die Perspektive auf Ewiges. Er verfolgt die Spuren menschlicher Torheit und kann, wenn ihn Witz und Furchtlosigkeit geleiten, größere Entdeckerfreuden erleben als die sittliche Entrüstung, der phantasielose »Informatoren« die fertigen Übelstände auf den Schreibtisch liefern. Er weist auf Miseren, die bisher vor keuschen Ohren nicht genannt werden durften und die unerträglicher sind als selbst die Verletzung der Inkompatibilität von Kritikeramt und Autorenberuf. Er begreift den unerhörten Kontrast von Sitte und Sein, stellt sich auf die kulturmordende Heuchelei unserer Sexualethik ein und schärft sich bei guter Laune für die Reform des österreichischen Strafgesetzes, von der bisher nichts in die atemlos wartende, aber humorbedürftige Welt gedrungen ist, nichts anderes, als daß sie eine Bestimmung gegen die »Erschleichung des Beischlafes« geschaffen habe . . . / Krieg der Stupidität, die die Menschheit schwerer drückt / als die Schlechtigkeit der

einzelnen! Ich habe lange genug den Schlaf des b[illegible]ven Bürgers vor Gaunertücke behütet. Jetzt mahne ich alle, die des Schutzes wert sind, der Talentlosigkeit auszuweichen, wenn sie ihr Nachts begegnen. Alle, die dem moralischen Niedergang der ‚Fackel' mit [illegible]rlichen Wünschen folgen. Ich will ihn betreiben! Auch wenn es keiner glaubte, wie viel moralische Kraft solch ein Vorsatz fordert und wecken kann!

NACHSCHRIFT.

Ende Oktober 1905

Im Wiener Preßlager herrscht mehr Freude über einen reuigen Gerechten, als über neunundneunzig Sünder. Man glaubt — so melden Staffetten — aus meinen »Bekenntnissen« die Hoffnung auf eine nunmehr anbrechende Schonzeit ableiten zu dürfen. Man glaubt, die ‚Fackel' habe ein »neues Programm« entwickelt. Ich wußte nicht, daß die Wiener Journalisten Analphabeten sind. Da ich nämlich bisher immer nur annahm, daß sie nicht schreiben können, überrascht es mich jetzt, zu erfahren, daß sie auch nicht lesen können. Ich habe, heißt es, die Flinte ins Korn geworfen. Daß ich dann die Kornwucherer erschlage, statt sie zu erschießen, verstehen ihre journalistischen Anwälte nicht. Sie lassen weder die Stimmung des Schreibers noch die Selbstherrlichkeit seiner Anschauung als Motive gelten: sie, die gewohnt sind, die Anschauung ihres Chefredakteurs aus der Stimmung ihres Administrators vor dem Publikum zu entwickeln. Aber sie sollten gegen einen Schriftsteller, der den Mut hat, seine Mutlosigkeit so offen zu bekennen, doch mißtrauischer sein. Ich habe, wie so oft schon, gestanden, daß mir Mitkämpfer einen Kampf verleiden können. Ich habe den Freund verraten. Den Feind gebe ich darum so bald nicht preis. Aus der Besorgnis, daß Gesinnung ohne Talent der feindlichen Sache nützen, daß die Gottverlassenheit meines

antikorruptionistischen Anhangs die Preise der Korruption in die Höhe treiben könnte, ist auf meine künftige »Haltung« kein für die Wiener Presse erfreulicher Schluß zu ziehen. Wenn ich auch die Spitzbuben fortan aus dem Spiele ließe, so hofft sie doch mit Unrecht, fortan aus dem Spiel zu bleiben. Kein Grund zum Jubeln! Denn ich habe die Dummköpfe für hassenswerter als die Spitzbuben erklärt.

nehmen. Zunächst einmal, dass Graf Thun zwar der festen Meinung ist, im Wege des Nothparagraphen den Sprachenstreit schlichten zu können, dass er aber nichts dergleichen bisher unternommen hat. Darin scheinen wohl — es sei dies natürlich keine Gutheißung des § 14 — alle subjectiven Momente einer schweren Unterlassungssünde zu liegen. Weiters folgt daraus die Thatsache, dass auch die Würde eines Ministerpräsidenten gegen die Wirkung einer Schmeichelei nicht immunisiert, durch die sich sonst nur Hausherrnsöhne zu finanziellen Thorheiten verleiten lassen — selbst wenn das Epitheton »Gawlier« in den Augen des Schmeichelnden nicht mehr Wert hat, als in denen jungtschechischer Demokraten. Endlich, dass der Cavalier im Range dem Staatsmanne so weit vorgeht, dass eine Handlung, zu der sich der Staatsmann bereits definitiv entschlossen hat, dennoch unterbleiben muss, weil sie sich für den Cavalier nicht schickte.

Wenn es uns nun schon beschieden ist, dass nur ein Cavalier in diesen Landen Staatsmann sei, so könnten wir doch wenigstens verlangen, dass diese beiden Qualitäten sich in der Person des Erwählten völlig durchdringen, ohne Rest ineinander aufgehen, damit nicht im entscheidenden Moment der Cavalier dem Staatsmanne in den Arm falle. Sollten dennoch einmal die zwei Seelen, die in der Brust des Premiers wohnen, nach verschiedenen Richtungen streben, dann möge, wenn schon der Staatsmann durchaus nicht aufhören kann, Cavalier zu sein, der Cavalier wenigstens aufhören, die Stelle des Staatsmannes einzunehmen. Ich glaube nicht, dass die Völker verpflichtet werden können, die politischen Spielschulden zu zahlen, die der Ministerpräsident auf Ehrenwort contrahierte.

*) »Österreich« ist bekanntlich kein Name, der für das gemeinhin darunter verstandene Ländergemenge politisch ausreichend wäre. Eine staatsrechtliche Definition muss immer zu der gewissen längeren Redensart Zuflucht nehmen, in der »Königreiche und Länder« und

etwas wie ein Reichsrath, in dem sie »vertreten« seien, vorkommen. Nun gibt es schon seit längerem keinen solchen Reichsrath. Der Österreicher hat zwar ein Vaterland, er liebt's und hat auch Ursach', es zu lieben, aber er ist in Verlegenheit, es zu benennen. In Zeiten, da die Gesetzgebung von den Kundgebungen der Parteien abgelöst ist und alles von der Stilisierung eines Communiqués abhängt, sei darum dem Patrioten, der doch endlich wissen will, was er eigentlich liebt, als prägnantesten Name empfohlen: »Die von den Herren Mendel Singer und Penižek journalistisch vertretenen Königreiche und Länder«.

Uneingeweihte wissen, dass die Regierung eine große Action zur Hebung des österreichischen Actienwesens plant. Und so oft die »Reform« einen ihrer täppischen Schritte nach vorwärts that, schwellte Frühlingsahnen von einer neuen Gründungsschwindelära die Brust unserer M. Bauer und Taussig.

Das neueste in dieser Action, die durch ein banales Exposé und ein scheinwissenschaftliches, in Deutschland nicht wenig belächeltes Questionnaire eingeleitet war, ist ein höchst bezeichnender Rückzug. Wir sollen kein Gesetz bekommen, sondern ein Regulativ. Es sollen nicht gesetzlich die Bedingungen festgelegt werden, von denen die Gründung und der Fortbestand der Actiengesellschaften abhängt; ihre Rechtsverhältnisse sollen nicht codificiert, sondern es soll das alte Concessions- und Aufsichtssystem beibehalten werden. Dagegen wird die Regierung, sich selbst bindend und doch wieder nicht bindend, ein- für allemal verkünden, unter welchen Bedingungen sie die Bildung und den Fortbestand von Gesellschaften duldet. Sie wird vorschreiben, wie das Statut beschaffen sein muss und welche Rechte statutarisch — nicht gesetzlich — den

dass die Herren, die sich allzutief in die Freikarten blicken ließen, bei ihrer Hantierung mit Zeitungseinfluss und Theaterwerten künftig etwas vorsichtiger sein werden; vielleicht habe ich den Theaterpaschas bloß bis zur nächsten Première die Laune verdorben. Dass es nie mein Wunsch war, mir die agilen Genusshändler zu Freunden zu machen, mag man mir glauben. In Kreisen, die ich mied, habe ich mich unmöglich gemacht, und Menschen, die ich nicht kannte, eine Erleichterung verschafft.

Auf meinem Schreibtisch häufen sich Danksagungen, in welchen Leute, denen bisher die Angst vor der Tagespresse die Kehle schnürte, mir ihre Zustimmung kundgeben; ja selbst Mitglieder liberaler Redactionen wagen aus ihrer Zelle einen heimlichen Gruß. Mag auch, wie das bei solchem Unternehmen sich von selbst versteht, die unterdrückte Talentlosigkeit, Schadenfreude oder das schlechte Gewissen sich melden, mochte auch zahlreiche der mir ins Haus geschickten Sympathiebeweise die alte Furcht vor den Mächten ohne Namenszeichnung lassen, und mögen manche, die mir herzhaft die Hand drücken, sich vorher umsehen, ob nicht Herr Bauer oder einer aus der Schar seiner lachtüchtigen Denuncianten vorbeigeht — ich weiß mich doch schon heute der Unterstützung aller anständigen Menschen sicher. Es ist begreiflich, dass auch dem eruptiven Sichluftmachen eines Angewiderten von mancher Seite nur selbstsüchtige Motive untergeschoben werden, und es ist bloß für den Giftgehalt unserer moralischen Atmosphäre bezeichnend, wenn viele Leute es durchaus nicht glauben wollen, dass einer, der sich die Nase zuhält, dies auch ehrlich und ohne Hintergedanken meinen könne. Rasch ist die Verdächtigung, ich sei wohl selbst »nicht zur Futterkrippe zugelassen« worden et hinc illae lacrimae — zur Hand. Dass es Selbstverbannung war, Ekel vor dem verfälschten Futter, lassen sich die Herren nicht einreden. Vielleicht werde ich noch einmal, wenn diese Beschul-

digung, bisher von antisemitischer Seite vorgebracht, von den Anderen übernommen werden sollte, ausführlich klarlegen, wie oft mir das Futter vor die Nase hingehalten ward. Vorläufig schweigen die von mir gezeichneten Blätter wie auf Commando, und die »N. Fr. Presse« hat die »Fackel« sogar aus ihrem Inseratentheile gewiesen. Sie schweigt, als ob sie dafür bezahlt wäre ....

In herzlicher Verehrung Ihr

Karl Kraus.

Noch immer wird in Österreich »die durch die bisherigen Maßnahmen und die bekannt gewordenen weiteren Pläne der Regierung geschaffene unheilvolle Situation nach allen Richtungen erörtert«, und noch immer wird von jeder einzelnen Fraction »einstimmig die Nothwendigkeit anerkannt, dass der Club gegenüber der die staatlichen Interessen schwer bedrohenden Krise in Gemäßheit seiner leitenden politischen Grundsätze mit größtem Nachdruck und vollster Entschiedenheit Stellung zu nehmen habe«. Was aber ist der ~~geschraubten~~ Rede einfacher Sinn? Dass die Deutschliberalen sich aus bleicher Furcht vor den Radicalen nur darüber klar geworden sind, dass ihre Mandate auf dem Spiele stehen; unklar bleibt und im verstiegenen Satzbau ihrer Communiqués verborgen, wie sie sich eigentlich die Regelung der Sprachenfrage denken. Was wird daher »angesichts des Ernstes der politischen Lage und der besonderen Wichtigkeit der zu fassenden Beschlüsse als dringend nothwendig empfunden«? Nichts weiter, als dass ~~die Herren zunächst einmal~~ ein besseres Deutsch erlernen ~~oder ihre Journalisten erlernen lassen~~ und dass sie, wenn sie schon

nicht logisch handeln, doch wenigstens grammatikalisch schreiben sollen. Möge »die Parteivertretung im weiteren Sinne mit der Führung dieser Action befasst und das Executivcomité mit den einleitenden Maßnahmen hiezu betraut werden«. Das ist es, was vor allem noth thut. Immer, wenn eine Reichsrathsperiode beendet ist, kommen die viel schlimmeren Perioden der Parteikundgebungen an die Reihe, der § 14 bildet nur die Wehr, über die der Phrasenstrom mit verstärktem Geräusch dahinjagt, und die große Öffentlichkeit wird bereits ungeduldig, nachdem sie sich bisher von dem Phrasenkampfe, bei dem Verfassung und deutsche Grammatik in Trümmer gehen, bloß gelangweilt abgewendet hat.

Das österreichische Verfassungsleben wird glücklicherweise noch immer von jenen zwei Journalisten besorgt, von denen der eine nicht orthographisch und der andere auch nicht unorthographisch schreiben kann. Die Völker Österreichs, die sich tagtäglich bei der Lectüre all der hochwichtigen Resolutionen und Situationsberichte ~~ennuyieren~~ müssen, würden erleichtert aufathmen, wenn man ihnen sagte, dass der Herr, der die »deutsche Gemeinbürgschaft« journalistisch vertritt und dessen Deutsch beiweitem schlechter ist als die »Lage der Deutschen in Österreich«, Mendel Singer heißt und der andere Herr, der zwischen Wien und Prag die »Postulate der Czechen« spazieren führt, Penižek. Am Ende ist es also nichts weiter als ein tiefgehender Conflict zwischen Singer und Penižek, der den österreichischen Staat in seinen Grundvesten erschüttert. Wie hat sich, ach, dieses Österreich verändert, seit Mendel Singer in die Opposition gegangen ist, seit er, der ehedem jeder Regierung in Schlappschuhen durch die Couloirs nachschlich, die deutschösterreichische Presse mit Sprengstoff versorgt! In Penižek erblicken wir den realen Machtfactor, demzuliebe eine Änderung des centralistischen Systems geplant wird, und als er einmal wegen ungebürlichen Benehmens vom Präsidenten aus der Journalistenloge entfernt werden musste, hat die

Regierung, um ihm die Schmach der Ausschließung zu ersparen, unverzüglich die Session vertagt und statt seiner die Volksvertreter nach Hause geschickt. Nun kommen die Herren, wieder, Großgrund- und Kleingehirnbesitzer, mit Phrasenkanonen angerückt und schießen auf die politischen Spatzen, welche die Unfähigkeit der Regierung von allen Dächern pfeifen. Lauter Sieger vom Schlachtfelde des Communiqué. Und als der § 14 längst schon in seine Scheinrechte eingesetzt war, liefen noch keuchend die Industriellen herbei und verkündeten in der »N. Fr. Pr.« emphatisch: »— — lebhafte Besorgnisse — — — Berücksichtigung der gesammtstaatlichen Interessen — — — Maßnahmen erwogen — — — eingehend — — — gemeinsame Besprechung — —« Dann rafft sich die Regierung zu einem Plane auf, rüstet ihre Journalisten »für alle Fälle« und will, da nun einmal Müßiggang aller Laster Anfang ist, ein Sprachengesetz im Wege des § 14 octroyieren. Aber auch die Deutschliberalen sind nicht faul, machen sofort ein Communiqué und erklären, dass es sich hier nur um eine Indiscretion handeln könne und dass sie, wenn das Ministerium wirklich bereit sein sollte, endlich einmal Ordnung zu machen und hiebei vielleicht auch die Wünsche der Deutschen zu berücksichtigen, nie und nimmer ihre Hand dazu bieten könnten. Die nationalpolitischen Forderungen des deutschen Volkes sind und bleiben nun einmal ein Redactionsgeheimnis des Herrn Mendel Singer, und wenn sie selbst manchmal in Prag in der Wohnung des Herrn Schlesinger oder in Wien bei Herrn Dr. Gross berathen werden, so dürfen sie deshalb doch nicht auch zur Kenntnis der Regierung gelangen. Die Abgeordneten bleiben, eingedenk ihrer ehrenwörtlichen Verpflichtungen, auch vor ihren Wählern stumm, nichts dürfen sie verrathen und nur aus dem unruhigen Auge fleht die Angst um Erhaltung des Mandats. Und wenn die deutschen Misstrauensmänner dann zusammentreten, so muss jedermann den Eindruck gewinnen, dass das deutsche

Volk in Österreich seinen Verzweiflungskampf unter strengster Discretion führt ....

Wieder machte sich vor ein paar Tagen die allgemeine Erbitterung in schlecht abgefassten Communiqués Luft, und der wirklich resolutionären Stimmung dürfte ein Cabinet, das selbst aus so schwachen Stilisten besteht, am Ende nicht gewachsen sein. Möge die Regierung beizeiten das allgemeine Gähnen der Bevölkerung berücksichtigen, das vernehmlicher noch als der Nothschrei eines unterdrückten Volkes an ihre Ohren dringt!

* * *

Am 28. März ergriff der Radfahrer Kielmansegg im niederösterreichischen Landtage das Wort, um die Stellung der Regierung gegenüber der Sprachenfrage zu präcisieren. In Wien haben bisher nur die Favoritener Czechen zu dieser Frage Stellung genommen, indem sie in etlichen Versammlungen über das »Vordringen der Deutschen in Niederösterreich« Klage führten. Mit heiterem Gleichmuth hat indes die Wiener Bevölkerung diesem Treiben zugesehen und für ihre Fensterscheiben und Straßennamen keinen Moment gefürchtet. Der lex Kolisko, welche die deutsche Unterrichtssprache für alle Schulen Niederösterreichs ein für allemal sichern wollte, blieb zwar die kaiserliche Sanction versagt, aber das Deutschbewusstsein der Wiener darf sich an der Verwandlung des Vicebürgermeisters in einen Bürgermeister-Stellvertreter, die das neue Gemeindestatut verheißt, schadlos halten. Nein, in Wien ist die Sprachenfrage noch keineswegs brennend, und es müsste eigentlich befremden, dass man sich hier maßgebendenorts über sie verbreitete, während man ihr in Prag nur beharrliches Schweigen zuwandte. Ein Freund des Grafen Kielmansegg, der ihn jüngst erst anlässlich der aristokratischen Wohlthätigkeitsvorstellung als Coupletsänger bewundert hat, ist nun so indiscret, mir mitzutheilen, dass die Wahl der niederösterreichischen Landstube behufs Erörterung der Sprachenfrage nur mit Rücksicht auf die Person des Statthalters, nicht aber auf die Verhältnisse des Landes erfolgte. Graf Kielmansegg ist nämlich seit langem mit dem verantwortungsvollen Amte betraut, für die jeweilige Regierung die »ballons d'essai« zu lancieren. Schlägt die Sache ein, so hat er im höheren Auftrage gesprochen; wenn nicht, dann war es eine ganz persönliche Ungeschicklichkeit des zerstreuten und gesellschaftlich so sehr in Anspruch

genommenen Sportsmans. Man denke nur an die Nichtbestätigung Luegers und die Rolle, welche Badeni damals seinen Satrapen spielen ließ. Graf Kielmansegg hat die glücklichen Anlagen, die ihn ebensowohl ein Desaveu allzeit mit Grazie ertragen, als auch seine ganz persönliche Verantwortlichkeit für die begangene Dummheit einigermaßen glaubhaft erscheinen lassen.

Nun, seine Rede hat in weiten Kreisen die höchste Aufregung hervorgerufen. Zwar erfuhr man aus ihr nur, was man ohnehin schon wusste, nämlich — dass die Regierung keinerlei positiven Plan hegt. Nichtsdestoweniger war die Wirkung eine große, insbesondere wegen des Zaubers der Unklarheit, der einem Satze innewohnte. »Sollte sich,« sagte Graf Kielmansegg, »diese Hoffnung erfüllen« (dass sich nämlich die Parteien am Berathungstische zur friedlichen Lösung der Frage zusammenfinden) ». . . so wird für die Regierung kein Anlass gegeben sein, besondere anderweitige Schritte zu unternehmen, um der Lähmung der Verfassungsthätigkeit der Reichsvertretung zu begegnen.« Der nächstliegende Sinn dieses Satzes ist nun allerdings so banal, dass man tiefer suchen zu müssen glaubt. Wenn es nicht regnet, werde ich keinen Regenschirm aufspannen; wenn die Sachen von selbst in Ordnung kommen, braucht die Regierung nichts dazu zu thun. Will man aber dem Satze à tout prix eine höhere Bedeutung beimessen, dann steht das große Gebiet alles dessen offen, was die Regierung nicht thun wird. Man kann sich mit wollüstigem Grausen unter den besonderen anderweitigen Schritten, die nicht unternommen werden, ja auch den Staatsstreich vorstellen, und dann wird aus der harmlosen Phrase allerdings eine in negativ hypothetischer Form angedeutete Drohung. Oder aber — es ist einfach im Vordersatze das Wörtchen »nicht« ausgeblieben. Unter dieser Voraussetzung stellt sich der beabsichtigte Sinn der Enunciation folgendermaßen dar: »Wenn die Völker nicht selbst Ordnung machen, wird sich die Regierung auch nicht dafür bemühen.« Das würde allerdings in der Sache gewiss sehr zutreffen und als gouvernementale Offenheit hoch anzurechnen sein. Gegen eine solche Annahme streitet jedoch der Umstand, dass die Weglassung für den Sinn entscheidender Worte bei der Vorlesung von Concepten sich bisher der Ministerpräsident als eine besondere Prärogative seiner Stellung ausnahmslos vorbehalten hat.

* * *

April 1899

Noch immer wird in Österreich »die durch die bisherigen Maßnahmen und die bekannt gewordenen weiteren Pläne der Regierung geschaffene unheilvolle Situation nach allen Richtungen erörtert«, und noch immer wird von jeder einzelnen Fraktion »einstimmig die Notwendigkeit anerkannt, daß der Klub gegenüber der die staatlichen Interessen schwer bedrohenden Krise in Gemäßheit seiner leitenden politischen Grundsätze mit größtem Nachdruck und vollster Entschiedenheit Stellung zu nehmen habe«. Was aber ist der Rede einfacher Sinn? Daß die Deutschliberalen sich aus bleicher Furcht vor den Radikalen nur darüber klar geworden sind, daß ihre Mandate auf dem Spiele stehen, unklar bleibt und im verstiegenen Satzbau ihrer Communiqués verborgen, wie sie sich eigentlich die Regelung der Sprachenfrage denken. Was wird daher »angesichts des Ernstes der politischen Lage und der besonderen Wichtigkeit der zu fassenden Beschlüsse als dringend notwendig empfunden«? Nichts weiter, als daß unsere Politiker einmal ein besseres Deutsch erlernen und daß sie, wenn sie schon nicht logisch handeln, doch wenigstens grammatikalisch schreiben sollen. Möge »die Parteivertretung im weiteren Sinne mit der Führung dieser Aktion befaßt und das Exekutivkomitee mit den einleitenden Maßnahmen hiezu betraut werden«! Das ist es, was vor allem nottut. Immer, wenn eine Reichsratsperiode beendet ist, kommen die viel schlimmeren Perioden der Parteikundgebungen an die Reihe, der § 14 bildet nur die Wehr, über die der Phrasenstrom mit verstärktem Geräusch dahinjagt, und die große Öffentlichkeit wird endlich ungeduldig, nachdem sie sich bisher bei einem Kampfe, in dem Verfassung und deutsche Grammatik in Trümmer gehen, bloß gelangweilt hat.

Das österreichische Verfassungsleben wird glücklicherweise noch immer von jenen zwei Journalisten besorgt, von denen der eine nicht orthographisch und der andere auch nicht unorthographisch schreiben kann. Die Völker Österreichs, die tagtäglich mit den wichtigsten Resolutionen und Situationsberichte geschreckt werden, würden erleichtert aufatmen, wenn man ihnen sagte, daß der Herr, der die »deutsche Gemeinbürgschaft« journalistisch vertritt und dessen Deutsch bei weitem schlechter ist als die Lage der Deutschen in Österreich, Mendl Singer heißt und der andere Herr, der zwischen Wien und Prag die »Postulate der Czechen« spazieren führt, Penižek. Am Ende ist es also nichts weiter als ein tiefgehender Konflikt zwischen diesen beiden Herren, was da den österreichischen Staat in seinen Grundvesten erschüttert. Wie hat sich, ach, dieses Österreich verändert, seit Herr Mendl Singer in die Kontremine gegangen ist, seit er, der ehedem jeder Regierung in Schlappschuhen durch die Couloirs nachschlich, die oppositionelle Presse mit Sprengstoff versorgt! In Penižek erblicken wir den realen Machtfaktor, demzuliebe eine Änderung des zentralistischen Systems geplant wird. Als er wegen ungebührlichen Benehmens vom Präsidenten aus der Journalistenloge entfernt werden mußte, hat die Regierung, um ihm die Schmach der Ausschließung zu ersparen, statt seiner die Volksvertreter nach Hause geschickt und zum § 14 gegriffen. Daraus ist noch eine andere Verlegenheit entstanden. »Österreich« ist bekanntlich kein Name, der für das gemeinhin darunter verstandene Ländergemenge politisch ausreichend wäre. Eine staatsrechtliche Definition muß immer zu der gewissen längeren Redensart Zuflucht nehmen, in der die »Königreiche und Länder« und etwas wie ein Reichsrat, in dem sie »vertreten« sein sollen, vorkommen. Nun stellt es sich plötzlich heraus, daß es schon seit längerem keinen solchen Reichsrat gibt. Der Österreicher hat zwar,

ein Vaterland, er liebt's und hat auch Ursach' es zu lieben, aber er ist in Verlegenheit, es zu benennen. In diesen Zeiten, da die Gesetzgebung von den Kundgebungen der Parteien abgelöst ist und alles von der Stilisierung der Communiqués abhängt, kam man darum zum Entschlusse, dem Patrioten, der doch endlich wissen will, was er eigentlich liebt, als die prägnanteste Bezeichnung die folgende zu empfehlen: »Die von den Herren Mendl Singer und Penižek journalistisch vertretenen Königreiche und Länder«.

Täglich kommen jetzt die Herren Großgrund- und Kleingehirnbesitzer, mit Phrasenkanonen angerückt und schießen auf die politischen Spatzen, die die Unfähigkeit der Regierung von allen Dächern pfeifen. Sieger vom Schlachtfelde des Communiqué. Und als der § 14 längst schon in seine Scheinrechte eingesetzt war, liefen noch keuchend die Industriellen herbei und verkündeten emphatisch: »— — lebhafte Besorgnisse — — — Berücksichtigung der gesamtstaatlichen Interessen — — — Maßnahmen erwogen — — — eingehend erörtert — — — gemeinsame Besprechung — —« Dann rafft sich die Regierung zu einem Plane auf, rüstet ihre Journalisten »für alle Fälle« und will, da nun einmal Müßiggang aller Laster Anfang ist, ein Sprachengesetz im Wege des § 14 oktroyieren. Aber auch die Deutschliberalen sind nicht faul, machen sofort ein Communiqué und erklären, daß es sich hier nur um eine Indiskretion handeln könne und daß sie, wenn das Ministerium wirklich bereit sein sollte, endlich einmal Ordnung zu machen und hiebei vielleicht auch die Wünsche der Deutschen zu berücksichtigen, nie und nimmer ihre Hand dazu bieten könnten. Die nationalpolitischen Forderungen des deutschen Volkes sind ein Redaktionsgeheimnis des Herrn Mendl Singer, und wenngleich sie auch manchmal in Prag in der Wohnung des Herrn Schlesinger oder in Wien bei Herrn Dr. Groß beraten werden, so dürfen sie deshalb doch nicht gleich zur Kenntnis der Regierung gelangen. Die Abgeordneten bleiben, eingedenk ihrer ehrenwörtlichen Verpflichtung, auch vor ihren Wählern stumm, nichts dürfen sie verraten und nur aus dem unruhigen Auge fleht die Angst um Erhaltung des Mandats. Und wenn die deutschen Mißtrauensmänner dann zusammentreten, so muß jedermann anerkennen, daß das deutsche Volk in Österreich seinen Verzweiflungskampf unter strengster Diskretion führt . . .

Wieder machte sich vor ein paar Tagen die allgemeine Erbitterung in schlecht abgefaßten Communiqués Luft, und der wirklich resolutionären Stimmung dürfte ein Kabinett, das selbst aus so schwachen Stilisten besteht, am Ende nicht gewachsen sein. Möge die Regierung beizeiten das allgemeine Gähnen der Bevölkerung berücksichtigen, das vernehmlicher noch als der Notschrei eines unterdrückten Volkes an ihre Ohren dringt!

I.

COMMUNIQUÉS

April 1899

Noch immer wird in Österreich »die durch die bisherigen Maßnahmen und die bekannt gewordenen weiteren Pläne der Regierung geschaffene unheilvolle Situation nach allen Richtungen erörtert«, und noch immer wird von jeder einzelnen Fraktion »einstimmig die Notwendigkeit anerkannt, daß der Klub gegenüber der die staatlichen Interessen schwer bedrohenden Krise in Gemäßheit seiner leitenden politischen Grundsätze mit größtem Nachdruck und vollster Entschiedenheit Stellung zu nehmen habe«. Was aber ist der Rede einfacher Sinn? Daß die Deutschliberalen sich aus bleicher Furcht vor den Radikalen nur darüber klar geworden sind, daß ihre Mandate auf dem Spiele stehen. Unklar bleibt und im verstiegenen Satzbau ihrer Communiqués verborgen, wie sie sich eigentlich die Regelung der Sprachenfrage denken. Was wird daher »angesichts des Ernstes der politischen Lage und der besonderen Wichtigkeit der zu fassenden Beschlüsse als dringend notwendig empfunden«? Nichts weiter, als daß unsere Politiker einmal ein besseres Deutsch erlernen und daß sie, wenn sie schon nicht logisch handeln, doch wenigstens anständig schreiben sollen. Möge »die Parteivertretung im weiteren Sinne mit der Führung dieser Aktion befaßt und das Exekutivkomitee mit den einleitenden Maßnahmen hiezu betraut werden«! Das ist es, was vor allem nottut. Immer, wenn eine Reichsratsperiode beendet ist, kommen die viel schlimmeren Perioden der Parteikundgebungen an

die Reihe, der § 14 bildet nur die Wehr, über die der Phrasenstrom mit verstärktem Geräusch dahinjagt, und die große Öffentlichkeit wird endlich ungeduldig, nachdem sie sich bisher bei einem Kampfe, in dem Verfassung und deutsche Grammatik in Trümmer gehen, bloß gelangweilt hat.

Das österreichische Verfassungsleben wird glücklicherweise noch immer von jenen zwei Journalisten besorgt, von denen der eine nicht orthographisch und der andere auch nicht unorthographisch schreiben kann. Die Völker Österreichs, die tagtäglich mit den wichtigsten Resolutionen und Situationsberichten geschreckt werden, würden erleichtert aufatmen, wenn man ihnen sagte, daß der Herr, der die »deutsche Gemeinbürgschaft« journalistisch vertritt und dessen Deutsch bei weitem schlechter ist als die Lage der Deutschen in Österreich, Mendl Singer heißt und der andere Herr, der zwischen Wien und Prag die »Postulate der Czechen« spazieren führt, Penižek. Am Ende ist es also nichts weiter als ein tiefgehender Konflikt zwischen diesen beiden Herren, was da den österreichischen Staat in seinen Grundvesten erschüttert. Wie hat sich, ach, dieses Österreich verändert, seit Herr Mendl Singer in die Kontremine gegangen ist, seit er, der ehedem jeder Regierung in Schlappschuhen durch die Couloirs nachschlich, die oppositionelle Presse mit Sprengstoff versorgt! In Penižek erblicken wir den realen Machtfaktor, demzuliebe eine Änderung des zentralistischen Systems geplant wird. Als er wegen ungebührlichen Benehmens vom Präsidenten aus der Journalistenloge entfernt werden mußte, hat die Regierung, um ihm die Schmach der Ausschließung zu ersparen, statt seiner die Volksvertreter nach Hause geschickt und zum § 14 gegriffen. Daraus ist noch eine andere Verlegenheit entstanden. »Österreich« ist bekanntlich kein Name, der für das gemeinhin darunter verstandene Ländergemenge politisch ausreichend wäre. Eine staatsrechtliche

Definition muß immer zu der gewissen längeren Redensart Zuflucht nehmen, in der die »Königreiche und Länder« und etwas wie ein Reichsrat, in dem sie »vertreten« sein sollen, vorkommen. Nun stellt es sich plötzlich heraus, daß es schon seit längerem keinen solchen Reichsrat gibt. Der Österreicher hat zwar ein Vaterland, er liebt's und hat auch Ursach' es zu lieben, aber er ist in Verlegenheit, es zu benennen. In diesen Zeiten, da die Gesetzgebung von den Kundgebungen der Parteien abgelöst ist und alles von der Stilisierung der Communiqués abhängt, kam man darum zum Entschlusse, dem Patrioten, der doch endlich wissen will, was er eigentlich liebt, als die prägnanteste Bezeichnung die folgende zu empfehlen: »Die von den Herren Singer und Penižek journalistisch vertretenen Königreiche und Länder«.

Täglich kommen jetzt die Leute, Großgrund- und Kleingehirnbesitzer, mit Phrasenkanonen angerückt und schießen auf die politischen Spatzen, die die Unfähigkeit der Regierung von allen Dächern pfeifen. Sieger vom Schlachtfelde des Communiqué. Und als der § 14 längst schon in seine Scheinrechte eingesetzt war, liefen noch keuchend die Industriellen herbei und verkündeten emphatisch: »— — lebhafte Besorgnisse — — — Berücksichtigung der gesamtstaatlichen Interessen — — — Maßnahmen erwogen — — — eingehend erörtert — — — gemeinsame Besprechung — —« Dann rafft sich die Regierung zu einem Plane auf, rüstet ihre Journalisten »für alle Fälle« und will, da nun einmal Müßiggang aller Laster Anfang ist, ein Sprachengesetz im Wege des § 14 oktroyieren. Aber auch die Deutschliberalen sind nicht faul, machen sofort ein Communiqué und erklären, daß es sich hier nur um eine Indiskretion handeln könne und daß sie, wenn das Ministerium wirklich bereit sein sollte, endlich einmal Ordnung zu machen und hiebei vielleicht auch die Wünsche der Deutschen zu berücksichtigen, nie und nimmer

ihre Hand dazu bieten könnten. Die nationalpolitischen Forderungen des deutschen Volkes sind ein Redaktionsgeheimnis des Herrn Mendl Singer, und wenngleich sie auch manchmal in Prag in der Wohnung des Herrn Schlesinger oder in Wien bei Herrn Dr. Groß beraten werden, so dürfen sie deshalb doch nicht gleich zur Kenntnis der Regierung gelangen. Die Abgeordneten bleiben, eingedenk ihrer ehrenwörtlichen Verpflichtung, auch vor ihren Wählern stumm, nichts dürfen sie verraten und nur aus dem unruhigen Auge fleht die Angst um Erhaltung des Mandats. Und wenn die deutschen Mißtrauensmänner dann zusammentreten, so muß jedermann anerkennen, daß das deutsche Volk in Österreich seinen Verzweiflungskampf unter strengster Diskretion führt.

Wieder machte sich vor ein paar Tagen die allgemeine Erbitterung in schlecht abgefaßten Communiqués Luft, und der wirklich resolutionären Stimmung dürfte ein Kabinett, das selbst aus so schwachen Stilisten besteht, am Ende nicht gewachsen sein. Möge die Regierung beizeiten das allgemeine Gähnen der Bevölkerung berücksichtigen, das vernehmlicher noch als der Notschrei unterdrückter Völker an ihr Ohr dringt!

.....

paar einflussreiche Gegner der Badeni- und Abrahamowicz-Clique in der Öffentlichkeit unmöglich machen und jene liberal schillernde Gruppe des Polenclubs compromittieren sollte, die seit Langem schon zum Ausgleich mit den Deutschen drängt. Aber mit der Aufdeckung galizischer Missstände darf man eben nicht spielen. Die Sache scheint nun im Rollen zu sein. Seither kam die galizische Creditbank daran; andere Enthüllungen stehen wohl bevor. Und die Schlachta steht da, wie der Zauberlehrling von Goethe; »die sie rief, die Geister, wird sie nun nicht los«.

* * *

Aus dem Parlament verjagt, hat sich die politische Discussion in den unweiten Gerichtssaal geflüchtet. Die letzten Monate haben kaum ein Urtheil gebracht, das nicht zunächst vom Parteistandpunkt betrachtet worden wäre. Alle vierzehn Tage vollzieht sich jetzt ein anmuthiger Wechsel in der Auffassung der Geschworenengerichte, die förmlich als Spielball zwischen den feindlichen Lagern hin- und hergeworfen werden. Ist ein Antisemit verurtheilt worden, so suchen seine Gesinnungsgenossen Trost in dem Gedanken, dass das wahre Recht ja doch nicht von Männern, die »zufällig Geschworene« geworden sind, erkannt werden könne, während die Liberalen sich pünktlich als Hüter einer »freiheitlichen Errungenschaft« geberden und die »heilige Institution des Volksgerichtes« nicht anzutasten erlauben. Wird daraufhin einer von den ihren gefasst, dann versäumen sie nicht, verächtlich auf die »Hernalser Greisler« herabzublicken, die zur Rechtsprechung ja doch nicht berufen seien und der innerstädtischen Intelligenz niemals imponieren können; die Antisemiten aber beginnen als Orakel zu preisen, was sonst nur der »Zufall«, blind eben wie die Gerechtigkeit, erschaffen hat.

So werden die Geschworenen heute von dieser, morgen von jener Seite als die geschworenen Feinde einer unparteiischen Justiz declariert. Herr Otto Frischauer sollte sich endlich beruhigen. Er hat durch seinen widerlichen Kampf um ein Chambre separée-Abenteuer die politische Atmosphäre hinreichend verpestet, er hat es bewirkt, dass sich die Parteiblätter durch Monate fast mit nichts anderem ernsthaft beschäftigt haben, als mit den nächtlichen Extravaganzen einiger Spießer, und er ist zur endlichen Erforschung der leuchtenden Wahrheit nicht einmal davor zurückgeschreckt, ein Heer von Kupplerinnen und in ihrem Privatleben öffentlicher Damen zu mobilisieren. Nur hätte er sich nicht alles für die Gerichtsverhandlung aufsparen, vielmehr schon vorher öfter den Lesern seines Blattes erzählen sollen Gestern hatte einer unserer Mitarbeiter die Ehre, von einem Zuhälter empfangen zu werden; folgt ein längeres Interview . . . . Herr Otto Frischauer hat die Sache seiner Gegner gestärkt, und Dank seinem unermüdlichen Bemühen umstrahlt heute die massigen Häupter unserer klobigsten Antisemitenführer eine Gloriole politischen Märtyrerthums. Er hat einen armen Reporter zuerst für seine Zwecke zum gemeinsten Spionagedienst gezwungen und später als sein »Vertheidiger« eine

halbjährige Haft von ihm nicht abzuwenden vermocht. Herr Otto Frischauer hat genug zur »Belebung« des politischen Interesses gethan. Er ziehe sich zurück. Das Publicum weiß jetzt schon, dass auf der Stufenleiter journalistischer Vornehmheit zwischen seinem »Wiener Tagblatt« und dem »Deutschen Volksblatt« nichts als eine kleine Meinungsverschiedenheit liegt.

* * *

Die Verworrenheit unserer politischen Zustände hat einen großen Vortheil; sie erleichtert die Beurtheilung der führenden Männer. Unter minder schwierigen Umständen konnte sich ein Minister jahrelang der Feststellung seines Wertes entziehen. Selbst der Geschichte fehlen die Anhaltspunkte zur Beurtheilung einzelner Staatsmänner. Aber dieses historische Dämmerlicht ist vorüber. Heute ist die Beleuchtung so grell, dass man die Umrisse politischer Unfähigkeit weithin erkennt. Unsere Zeit richtet jeden Minister binnen ein paar Tagen — standrechtlich. Auch auf die Abstufungen der Mittelmäßigkeit lässt sie sich nicht mehr ein.

* * *

Schwierigkeiten gibt es nur für den, der sie nicht überblickt. Der Mann, an dessen Intelligenz gemessen, die Conflicte unserer Politik klein erscheinen würden, ist aber noch nicht gefunden. Hat die individualistische Auffassung in der Geschichte Unrecht, die den historischen Verwicklungen nur die Aufgabe zuerkennt, die Persönlichkeit zu zeitigen, die ihrer Herr wird?

XI – 1

April 1899

DIE VERTREIBUNG AUS DEM PARADIESE.

Das ist eine Welt, die zwischen Morgen- und Abendblatt lebt und sich von dem Dämmerschein des neuen Jahrhunderts nicht bange machen lässt. Irgendwo ist ihr plötzlich der Begriff für Dimensionen abhanden gekommen und sie beeilt sich darum, jeder Winzigkeit eine historische Geberde zu verleihen. Scheinbar ist es nur eine stolze Epoche der Zündhölzchen-Automaten,

die sie sich bereitet hat, aber, wie das schon so mit den technischen Fortschritten zu gehen pflegt, zugleich auch eine Epoche des automatisch erzeugten Ruhmes und der sich selbst enthüllenden Monumente. Dass in einer Zeit, die aller Tradition entsagt hat und die man versteht, wenn man in ihrem Schlagwörterverzeichnis ein wenig blättert, Cultur kaum in sorgsam gehüteten Treibhäusern zu gedeihen vermag — wen soll es bekümmern? In Österreich hat die Verkehrtheit der menschlichen Dinge Couleurstudenten zu Führern einer Nation gemacht. Wird von dem Verzweiflungskampfe der Deutschen, der sich an einer Pilsener Straßentafel austobte, und nachher im Parlamente nur noch unarticulierte Laute fand, ein nennenswertes Literaturdocument künftigen Generationen erzählen? Vermöchte ein Nationalismus, der in der Zerstörung der anderssprachigen Schule eine Errungenschaft sieht, das Geistesleben der Volkes sonderlich zu vertiefen? Und wird sich die Erinnerung an ein Heroenzeitalter von Versammlungssprengern nicht am Ende bloß zu epischen Gassenhauern verdichten lassen?

Es ist ein Zug von aufreizender Bizarrerie, wenn die Rasse, die im politischen Kleinkampf Dichter zu zeugen verabsäumt und ihren Boden zur Unfruchtbarkeit verdammt hat, weil sie seine Grenzen vertheidigen muss, tagtäglich aus jenen Kreisen, die auch dem edelsten nationalen Streben theilnahmslos gegenüberstehen, geistigen Zuschuss erhält. Nicht etwa, als ob unseren Kunstwärtern das sociale Gewissen über völkisches Bewusstsein gienge, als ob sie von der Höhe modernen Denkens jedweder nationalen Bethätigung den Respect versagten. Nicht doch — was diese Industrieritter vom Geiste zur Herrschaft gelangen ließ, ist einfach die größere Behendigkeit und die rasche Occupation des Marktes, dessen gangbare Werte ein politisch beschäftigtes Volk nie recht gekannt hat.

Wie das Recept, nach dem die literarische Nahrung der Massen verfälscht wird, Geheimnis einiger weniger

Unternehmer ist, mag im Folgenden gezeigt werden. Ich will es versuchen, ein Bild jenes Marktes und seiner lautesten Schreier zu zeichnen, ein Gruppenbild, das erst auf dem Hintergrund der Wiener Gesellschaft und der Wiener Presse die richtigen Contouren gewinnt. Man wird schließlich finden, es sei ein Familienidyll der Corruption, so recht traulich und in abendliche Stimmungen getaucht. . . .

In anderen Centren sind die Beziehungen loser und schwerer aufzudecken; die Hand hat einen weiten Weg, um die andere zu waschen, einen weiteren, um in die Taschen des Publicums zu gelangen. Aber hier in Wien, wo jeder von jedem weiß, mit wem er bereits verfeindet ist oder wen er noch betrügt, ist es helllichter Tag, wenn die Geschäfte abgemacht werden. Eine Presse, die außerhalb jeglichen politischen Einflusses gestellt ist und die im Drange der Verhältnisse sich genöthigt sah, ihren Freisinn zum Freikartensinn umzugestalten, versorgt in eigener Regie den Theatermarkt und wacht mit Argusaugen, dass kein Berufener eindringe.

Fast alle Bühnen sind ihr tributpflichtig, fast alle haben ihr tägliches Quantum an Gratisbilletten abzuliefern und jene Stücke aufzuführen, die sie selbst verfasst oder zumindest vidiert und protegiert hat. Dieselben Leute, die gestern noch als freie Recensenten auf freien Plätzen saßen, tauchen heute als dankbare Autoren vor dem Vorhang auf und werden morgen von den Redactionscollegen überaus schmeichelhaft besprochen sein. Kritische Machthaber, welche aus der von ihrer Gunst und Gnade abhängigen Theaterkanzlei Tantièmen beziehen — ich bin zu wenig Staatsanwalt, um sogleich den richtigen Ausdruck für solche Übung zu finden. Da steht diese Bande in der Zwischenacten der Première auf einem Fleck beisammen, hält die Passage des Mittelganges versperrt und täuscht Ansichten über die Frage aus, wie viel »Häuser« das Stück voraussichtlich »machen« werde. Während das

zuziehen könnte; aber mit dem Theater haben seine Spässchen nichts zu schaffen, und nur ein Premièrenparket, das auch seine Tafelfreuden mit Herrn Bauer theilt, könnte sie ertragen. Sein Witz entspringt nicht dem launigen Erfassen einer Situation und gehört ~~somit~~ – darum nicht auf die Scene; sein Witz entspringt aber auch [illegible] Gefühl, keinem Zorn, keiner Meinung ~~somit~~ er

14 a

[illegible]

übliche Meinungscartell für die Morgenblätter zustandegebracht wird, sprengen literarische Galopins auf und ab, den Löwy zu suchen und in hohem Auftrag auch die anderen Correspondenten der Berliner Blätter zu bearbeiten; ein strebsamer Jüngling schießt hin und her, um Stimmung zu machen, und die Hyänen vom Schlachtfelde des Durchfalls schleichen von Reihe zu Reihe und beschnüffeln jeden, bei dem sie ein selbständiges Urtheil vermuthen. Da quält sich ein Librettist zum Beifall, dem der Concurrentenneid aus dem Auge leuchtet, und ein Componist, von Tantièmengier geschüttelt, kann seinen Ärger kaum unterdrücken, dass der andere ihm eine Arie vorweggestohlen hat. . . . Und diese ~~saubere~~ Gesellschaft treibt ihr Gewerbe unter den Augen eines Publicums, welches das journalistische Ergebnis der erbärmlichsten theatralischen Schacherpolitik immerzu als Orakel aufnimmt. Aus unmittelbarer Anschauung könnte es jedesmal klar und deutlich erkennen, wie die Sache gemacht wird, und mit raschem Entschlusse, ~~wenn es sich im Zwischenact organisierte,~~ den Bund der Autoritäten auseinanderjagen.

Seitdem die bodenwüchsige Vorstadtposse verblichen ist, ~~müssen~~ wir das Wiener Theater ~~einem regelrechten~~ Speculantenthum preisgegeben ~~sehen~~. Journalistische Schmarotzer, die eben erst aus dem Kehricht der öffentlichen Meinung emporgetaucht sind, Operettenwucherer und Coulissiers, die, ~~wenn schon nicht~~ dem Gerichtssaal, ~~so doch~~ der Gerichtssaalrubrik entsprungen sind, tummeln sich auf der Scene, die einst Nestroy und einem herrlich verwienerten Offenbach gehört hat. Vollends in den letzten Jahren, die den Wirkungskreis des Wiener Liberalismus auf ein Premièrenparket beschränkten, hat das literarische Manchesterthum eine Entwicklung genommen, die geradenwegs einer Katastrophe zutreiben ~~muss~~. Nie ist der Einfluss der Tagespresse schamloser in bares Geld umgemünzt, nie der Theatertheil der Journale offen-

kundiger zum Vortheil derer, welche ihn redigieren, benützt worden, nie hat Selbstlob in ähnlich verbrecherischer Weise der Beutegier allmächtiger Impotenzen Vorschub geleistet. Gelang es, durch zwei Jahrzehnte jede künstlerische Regung im Tantièmenreiche niederzuhalten, dem auf sich selbst gestellten Schaffen den Weg zur Bühne mit allen Chicanen zu verrammeln, so hatten doch Beeinflussung botmäßiger Directoren und Feindseligkeit gegen Talente, die den Canossagang zu ~~Redactionsdienern~~ verschmähten, ehedem eine gewisse, ~~ich möchte sagen,~~ Anstandsgrenze. Heute sind die Kaffeehaustische markiert, an denen vorbei der Weg zu Bühnenerfolgen führt, und »reine Künstler« müssen sich glücklich preisen, wenn sie, nach dornenvollem Streben von Tisch zu Tisch, in der Runde der laut mit Theaterwerten feilschenden Zwischenhändler sesshaft geworden sind.

. . . Weit dehnt sich das Gehirnweichbild des Wiener Literatenthums, täglich erfolgt neuer Zuzug von Talenten, die der Entdeckung harren, und die Billardspieler fühlen sich bereits geniert. ~~Die Jugend fordert ihre Rechte, die ungestüme Jugend, die alle Entwicklung von der Eröffnung des Café Glattauer datiert und in ketzerischem Übermuthe vergessen möchte, dass es einst auch eine Epoche Griensteidl gegeben hat.~~ Aber unter allen ~~Abtheilungen~~, die in der heutigen Ordnung dem künstlerisch beschönigten Müßiggang zugewiesen sind, hat die dramatische ihren alten Zauber bewahrt, und neugierig und verlangend steht mancher Anfänger vor der Schwelle ihrer Mysterien. ~~Jawohl — Mag~~ die umliegende Welt in Trümmer gehen, in ~~diesem~~ Tantièmenkotter wird noch immer mit dem gleichen Ernst über den Cassenausweis einer 25. Aufführung gesprochen und, wenn das Geschäftliche erledigt ist, noch immer mit der gleichen Heiterkeit jeder Kaffeeschluck aufgenommen, den der als Witztyrann gefürchtete Tischpräsident gethan hat. Ein Absolutismus des Lachens, der heisere Unterthanen straft, aber Gnaden vertheilt,

wo eine tüchtige Kehle in allen Stimmlagen Beweise unverbrüchlicher Loyalität gegeben hat.

Wie heißt doch der Herr, von dessen Gesicht zuvorkommende Tischgenossen es im Nu ablesen können, wenn ihm gerade nichts einfallen will, und der dann, jedesmal ängstlich prüfend, im Kreise der Getreuen nur strahlende Gesichter erblickt? Wie heißt der Herr, der von seinem Kaffeehausstühlchen die Wiener Theaterwelt beherrscht, die gesammte Journalistik seinen Wünschen fügsam zu machen weiß und ihren Heerbann, der dem Wink seines Hasses folgt, gegen jene aufrührerischen Elemente entsendet, welche sich unter dem Erbtheil Heinrich Heines etwas anderes als ödes Kalauern, gepaart mit dürftiger Versroutine, vorzustellen wagen? Nein — es gibt gewiss nichts, das die klägliche Kleinheit dieses geistigen Wien besser bezeichnen könnte, als die Thatsache, dass der Mann, dem die Collegenschaft tagtäglich Lobeshymnen singt, die einem dramatischen Säkularmenschen gegenüber als aufdringliche Reclame wirken müssten, Julius Bauer heißt. Dieses ans Groteske streifende Missverhältnis zwischen der äußeren Macht und der wesentlichen Unbeträchtlichkeit eines Journalisten ist es, was die endliche Abwehr herausfordert, und der kleine Bänkeldichter erscheint ernsthafter Betrachtung wert, wenn er zum Mentor der literarischen Jugend ausgerufen wird, wenn vor ihm die Mimen in Devotion ersterben und seines Geistes Werke, ~~mögen sie auch noch so geringe Zugkraft üben~~, keine Direction vom Repertoire abzusetzen wagt.

Die Theaterleute schmachten unter dem Drucke dieses Recensenten, dessen unbedenkliche Art, einem Buchstabenwitz zuliebe einen Erfolg zu schmälern, sie kennen. Die Börsengesellschaft, die doch in ihren Reihen manch ursprünglicheren Humoristen aufweist, schätzt ihn, weil er eine ihr minder geläufige Nuance, den Commis voyageur-Witz repräsentiert. Die Zeitungsleute, die gerade in dieser Species wiederum eine ver-

wandte Saite anklingen hören, feiern ihn als den Nachfolger Heinrich Heines, wenn sie es nicht vorziehen, Aristophanes mit ihm in entehrende Beziehungen zu bringen. ~~Nun, es wird hier noch öfter Gelegenheit sein,~~ an dem Rücken dieser Sippschaft ihre Maßstäbe zu zerbrechen; für heute mag sie sich in ihrem ~~— wenn ich nicht irre — nach Raab zuständigen, mühsam zu Budapester Cultur erzogenen~~ Abgott getroffen fühlen. Auch ist es mir zunächst um die armen Schauspieler und verschüchterten Literaturneulinge zu thun, ~~welche sich~~ im Hörigkeitsverhältnis zu Herrn Julius Bauer viel weniger wohl zu fühlen scheinen, als die Collegenschaft, die erst Überlegenheit des Könnens und der Bildung als Druck empfinden ~~würde.~~ Aber Herr Julius Bauer, der unverdrossene Buchstabenverwechsler, der den Franz-Josefs-Quai lachen macht, wenn er statt »Musentempel« »Busentempel«, ~~wohlgemerkt: B statt M,~~ und statt »Im Wein liegt Wahrheit« »Im Bein liegt Wahrheit«, ~~wohlgemerkt: B statt W~~ sagt, der Routinier einer seit Heine sattsam strapazierten und längst ausgeleierten Versform, übersteigt wahrhaftig das Niveau der Genossen nicht. Gewiss gibt es auch unter den Journalangehörigen Wiens ungleich bessere und gebildetere Stilisten, die nur aus Indolenz oder missverstandener Collegialität sich gegen den widerlichen Cultus eines kleinen Theaterplauderers nicht auflehnen. ~~Unerfindlich bleibt, wie z. B. Hugo Wittmann, der doch~~ — man mag gegen den ausgedienten Feuilletonisten der Bourgeoisie alles mögliche einwenden — ~~an Kenntnissen und erzogenem Geschmack~~ den Journalistendurchschnitt ~~weit~~ überragt, sich mit Herrn Bauer zum Operettenbunde vermählen konnte. Unerfindlich, wie ~~Herr~~ Speidel nach Schluss einer Burgtheaterpremière sich von dem schon inspirationsbedürftig in der Garderobe wartenden Bauer auch nur in den Winterrock helfen ~~lassen kann~~.

Literarisch gemessen, ist ~~Herr Bauer~~ ein Nachtischhumorist, den man ~~eventuell~~ auch größeren Vereinen

zuziehen könnte, aber mit dem Theater haben seine Spässchen nichts zu schaffen, und nur ein Premièrenparket, das auch seine Tafelfreuden mit Herrn Bauer theilt, könnte sie ertragen. Sein Witz entspringt nicht dem launigen Erfassen einer Situation und gehört somit nicht auf die Scene; sein Witz entspringt aber auch keinem Gefühl, keinem Zorn, keiner Meinung somit gehört er nicht auf Druckpapier. Herr Bauer wäre nicht einmal fähig, seine eigene Missgunst, mit der er jüngeren Gesellschaftswitzlingen begegnen soll, schriftstellerisch zu gestalten. Welcher Laune sollte auch ein Humor gehorchen, der im Wortklang sich befriedigt und dem kein adäquater Ernst als Widerspiel entspricht? Zwischen den Wahrheiten, die dieser Satiriker lachend verkündet, und den Lügen, die er bekämpft, liegt zumeist nur ein Buchstabe. Und wenn den der Setzer übersieht — ist das Erbe Heinrich Heines licitando zu vergeben. War die Handschrift deutlich und ist der Setzer achtsam gewesen, wird man Herrn Bauer eine gewisse Fixigkeit, mit der er seine Banalitäten schon fast mechanisch los wird, kaum bestreiten können; aber ebensowenig, dass der Vers — dieser notorische Hochstapler — zur Hebung des geringen Witzgehaltes wesentlich beiträgt. Nicht drei gute Prosazeilen vermöchte Herr Bauer zu schreiben, die, losgelöst von Kalauern, an und für sich zu wirken hätten.

Man glaubt es anderwärts nicht, dass ein Mensch, der, urtheilslos und ungebildet, an Literarisches mit einer durch Wortwitzsucht getrübten Objectivität des Reporters herangeht, bei uns seit Jahren als Kritiker, als Burgtheaterkritiker, in Betracht kommt, dass wir einen Gelegenheitshumoristen die Werke Ibsens beurtheilen lassen.

Wie aber sollte man an der kritischen Führerschaft einer Null Anstoß nehmen, wo die Verseuchung der Vorstadtbühnen durch den gründlichen Herrn Julius Bauer zu den Selbstverständlichkeiten einer jeden Saison gehört? Wo ein aus dem Schlamm der schmierigsten Halbweltanschauung geschaffenes Zeug, wie dieses

»Adam und Eva«, wiewohl ihm bei der Première der intensivste Durchfall, den eine Operette seit Jahren erlebt hat, beschieden war, dennoch Dank der beispiellosen Pression des Zeitungsconsortiums auf die Theaterkanzlei einen Winter hindurch den Spielplan »beherrschen« konnte. Was da von dem hurtigen Aufgebot aller Cliquenmänner geleistet, wie da, vom Tage der Erstaufführung an, die Meinung der Theaterbesucher in täglich variierten, mit allem Raffinement wirksamer Abwechslung ersonnenen Reclamenotizen gefälscht, wie da das störrische Publicum förmlich mit Peitschenhieben in das Theater getrieben wurde — das verdient als Denkmal von der Haltung des geistigen Wien am Ausgang dieses Jahrhunderts künftiger Culturberichterstattung überliefert zu werden. Als nichts mehr verfangen wollte und das Arsenal der Lügen von ausverkauften Häusern, eigens nach Wien geeilten Directoren u. s. w. erschöpft war, durfte, ohne dass der Staatsanwalt, dem die Theatersphäre gewiss mancherlei Anregung bieten müsste, auch nur den Finger gerührt hätte, dreist erzählt werden, Erzherzog Franz Ferdinand habe bei einer Aufführung von »Adam und Eva« dem Regisseur sagen lassen, dass er sich ausgezeichnet unterhalte und den Dialog aus dem Textbuch noch einmal kennen zu lernen wünsche. Die Leute, die kurz zuvor durch Herausgabe einer Jubiläumsschrift krampfhafte und dennoch mit keinem Orden belohnte Anbiederungsversuche an die höchste Stelle gemacht hatten, glaubten jetzt ohne Rücksicht auf den § 64 (Beleidigung eines Mitglieds des Kaiserhauses) keck behaupten zu dürfen, dass es den Geschmack des Thronfolgers nach den geistigen Sumpfniederungen eines Bauer'schen Librettos ziehe.

Man muss sich nur die Ungeheuerlichkeiten alle ins Gedächtnis rufen, die später als Offenbarung eines begnadeten und in seiner Laune unerschöpflichen Witzkopfes gepriesen wurden — von denselben Herren gepriesen wurden, die am Abend der Première von dem unzweideutigen Misserfolg consterniert und kopfhänge-

risch dagesessen waren, als ob sie Mitglieder jener anderen »Concordia« wären, die wirklich Leichen bestattet, und nicht des Vereins, der dem todtgeborenen Erzeugnis eines Collegen zu künstlichem Scheinleben verhilft. Man erinnert sich noch der geschmacklosen Auswucherung biblischer Motive, die nicht anders als etwa eine religionslästernde Annonce des »Paprika-Schlesinger« wirkte, und der gleichfalls — in beiden Fällen wurde auch über »Reaction« gejammert — die unverdiente Ehre einer Censurierung zutheil ward. Noch tönt uns der Refrain Bauer'scher Bibelauffassung in den Ohren:

»Ich bin der Josef Jakobsohn,
Bekannt im ganzen Land,
Der Sohn vom Jakob Kohn,
Der auf der Leiter stand . . .«

noch denken wir an jene andere erquickliche Situation des bilderreichen Werkes, da Sokrates und Plato von einer lebendig gewordenen Herkulesstatue geprügelt werden und Diogenes, der in der »Schönlaterngasse« zu wohnen vorgibt, dem Streite ein Ende macht. Es ist dies eine hellenische Welt, wie sie etwa Stammgäste des Café „Ἄβελης" oder des dem Carltheater so nahen Café Tiroxilos mit der Seele suchen. Ja, das ist Großverschleiß attischen Salzes! Witzperle reiht sich an Witzperle, und ein ganzer attischer Salzgries liegt vor unseren Augen. Kein Wunder, seit Bauer Herrn Leo Ebermann protegiert hat, kennt er das Griechenthum . . . Und die actuellen Anspielungen in Menge, die deutlich zeigen, dass Bauers Schaffensgebiet nicht von einem nahen Theaterhorizont begrenzt ist, dass auch die großen Fragen der Zeit ihn beschäftigen und der Menschheit Kummer die empfindsame Saite seines Humors erklingen lässt. So weiß er einerseits, dass Dreyfus Unrecht geschieht, anderseits, dass in Wien behufs Gasrohrlegung die Straßen in schlechtem Zustande sind, und er hat diesem seinem tief socialen Empfinden in beweglichen Coupletstrophen Ausdruck gegeben, oder — wie am andern Tage ein resoluter

Schmock niederschrieb — »er bohrt mit aristophanischer Sonde an Zeitverhältnissen herum«.

Es fiele mir wahrhaftig nicht ein, Herrn Bauers Kreise stören zu wollen wenn sie sich bloß mit den Kreisen dinierender und amusementbedürftiger Börsenmäcene deckten, und ich würde unserem Satiriker, der mit loyalen Verslein immerdar zur Stelle ist, sobald ein Regierungsjubiläum gefeiert wird oder gar Herr von Taussig eine seiner Töchter verheiratet, sogar das längst ersehnte Ordensbändchen oder den »kaiserlichen Rath« gönnen, dessen Fehlen der Lebensanschauung des Humoristen zuweilen einen melancholischen Zug verleihen mag. Allein der arme Wortwitzhascher, der allzulange schon in einem Unsterblichkeitsdünkel dahinlebt und nicht fühlt, dass er in Wahrheit nur ein winziger Nachkomme des der Wiener Kunstluft einst so gefährlichen Saphir'schen Canalgeistes ist, hat die endliche Zurechtweisung verdient. Weit wäre es mit der neu-österreichischen Literatur gekommen, wenn sie ernstlich darauf angewiesen bliebe, sich ihre Wege von dem Hofnarren Rothschilds, vom Aristophanes des Herrn von Taussig bestimmen zu lassen. Wir werden es nicht mehr dulden, dass die wichtigsten Ehrenstellen, welche die Literaturgeschichte zu vergeben hat, in einer Ausschusssitzung des Pensionsfonds der »Concordia« vertheilt werden, und da Heinrich Heine und die andern Großen kein anderes Mittel der Abwehr mehr haben, als sich gegebenenfalls so im Grabe umzudrehen, dass sie mit der Rückenseite gegen Herrn Julius Bauer und die ihn heute noch umheulende Rotte liegen bleiben — wird unsere Pflicht es sein, ihre Namen gegen freche Verunglimpfung zu schützen.

Wenn es den Herren beliebt, sie mögen weiter untereinander in kritischer Blutschande leben und uns noch öfter das Schauspiel bereiten, dass, wie es kürzlich erst geschah, eine führende Zeitung ihre Theaterrubrik wochenlang den Bedürfnissen dreier ihrer eigenen Redacteure zur Verfügung stellt, die im artigen Turnus

DIE VERTREIBUNG AUS DEM PARADIES

April 1899

Das ist eine Welt, die zwischen Morgen- und Abendblatt lebt und sich von dem Dämmerschein des neuen Jahrhunderts nicht bange machen läßt. Irgendwo ist ihr plötzlich der Begriff für Dimensionen abhanden gekommen und sie beeilt sich, jeder Winzigkeit eine historische Gebärde zu verleihen. Scheinbar ist es nur eine stolze Epoche der Zündhölzchen-Automaten, die sie sich bereitet hat, aber in Wahrheit auch eine des automatisch erzeugten Ruhmes und der sich selbst enthüllenden Monumente. Daß in einer Zeit, die aller Tradition entsagt hat und die man versteht, wenn man in ihrem Schlagwörterverzeichnis blättert, Kultur kaum in sorgsam gehüteten Treibhäusern zu gedeihen vermag — wen soll es bekümmern? In Österreich hat die Verkehrtheit der menschlichen Dinge Couleurstudenten zu Führern einer Nation gemacht. Wird von dem Verzweiflungskampfe der Deutschen, der sich an einer böhmischen Straßentafel austobte, ein nennenswertes Literaturdokument künftigen Generationen erzählen? Vermöchte ein Nationalismus, der in der Zerstörung der anderssprachigen Schule eine Errungenschaft sieht, das Geistesleben eines Volkes zu vertiefen? Und wird sich die Erinnerung an ein Heroenzeitalter von Versammlungssprengern nicht am Ende bloß zu epischen Gassenhauern verdichten lassen? Aber es ist ein Zug von aufreizender Bizarrerie, wenn die Nation, die im politischen Kleinkampf Dichter zu zeugen versäumte und die ihren

Boden zur Unfruchtbarkeit verdammt hat, weil sie seine Grenzen verteidigen muß, tagtäglich aus jenen Kreisen, die auch dem besten nationalen Streben teilnahmslos gegenüberstehen, ihre geistige Zufuhr erhält.

Verraten wir es endlich, wie die Industrieritter vom Geiste ihr Monopol verwalten, verraten wir das Rezept, nach dem die literarische Nahrung der Massen verfälscht wird und das bisher ein Geheimnis der Unternehmerschlauheit war! Enthüllen wir das Bild des Marktes und seiner lautesten Schreier! Wenn wir die Aktionen jenes Geheimbundes erlebt haben, der unsere Kunststätten wie ein Netz umspannt, so wollen wir uns endlich auch bemühen, die Zeichensprache seiner Mitglieder zu verstehen, die Kniffe zu entdecken, durch die sie die geistigen Ansprüche des nicht auf dem Schottenring wohnhaften Teiles der deutsch-österreichischen Bevölkerung zu täuschen wissen. Denn die Fäden, die zwischen unseren maßgebenden Redaktionen und unseren botmäßigen Theaterdirektionen laufen, verdichten sich zu Strickleitern, auf denen ein paar Hochstapler, und immer die nämlichen, jahraus jahrein zur Theatermacht emporkommen. In anderen Zentren sind die Beziehungen loser, sind sie schwerer aufzudecken; die Hand hat einen weiten Weg, um die andere zu waschen, einen weiteren, um in die Taschen des Publikums zu gelangen. Aber hier in Wien, wo jeder von jedem weiß, mit wem er bereits verfeindet ist oder wen er noch betrügt, ist es helllichter Tag, wenn die Geschäfte gemacht werden. Eine Presse, die außerhalb jeglichen politischen Einflusses gestellt ist und die im Drange der Verhältnisse sich genötigt sah, ihren Freisinn zum Freikartensinn umzugestalten, versorgt in eigener Regie den Theatermarkt und wacht mit Argusaugen, daß kein Berufener eindringe.

Fast alle Bühnen sind ihr tributpflichtig, fast alle haben nicht nur ihr tägliches Quantum an Gratisbilletten

abzuliefern, sondern auch jene Stücke aufzuführen, welche die Kritik verfaßt oder zumindest vidiert und protegiert hat. Dieselben Leute, die gestern noch als freie Rezensenten auf freien Plätzen saßen, tauchen heute als dankbare Autoren vor dem Vorhang auf und werden morgen von den Redaktionskollegen schmeichelhaft besprochen sein. Da steht die Bande kritischer Machthaber, welche aus der von ihrer Gunst abhängigen Theaterkanzlei Tantièmen beziehen, in den Zwischenakten der Première auf einem Fleck beisammen, hält die Passage des Mittelganges versperrt nnd täuschelt Ansichten über die Frage aus, wie viel »Häuser« das Stück voraussichtlich »machen« werde. Während das übliche Meinungskartell für die Morgenblätter zustande kommt, sprengen literarische Galopins auf und ab, den Löwy zu suchen und in hohem Auftrag auch die anderen Korrespondenten der Berliner Blätter zu bearbeiten; ein strebsamer Jüngling schießt hin und her, um Stimmung zu machen, und die Hyänen vom Schlachtfelde des Durchfalls schleichen von Reihe zu Reihe und beschnüffeln jeden, an dem sie noch ein selbständiges Urteil wittern. Da quält sich ein Librettist zum Beifall, dem der Konkurrenzneid aus dem Auge flackert, und ein Komponist, von Tantièmengier geschüttelt, kann seinen Ärger kaum unterdrücken, weil der andere ihm eine Arie vorweggestohlen hat. . . . Und diese Gesellschaft treibt ihr Gewerbe unter den Augen eines Publikums, welches das journalistische Ergebnis der erbärmlichsten theatralischen Schacherpolitik immerzu als Orakel aufnimmt. Aus unmittelbarer Anschauung könnte es jedesmal klar und deutlich erkennen, wie die Sache gemacht wird, und mit raschem Entschlusse, in einem Zwischenakt organisiert, den Bund der Autoritäten auseinanderjagen.

Seitdem die bodenwüchsige Vorstadtposse verblichen ist, sehen wir das Wiener Theater dem

Spekulantentum preisgegeben. Journalistische Schmarotzer, die eben erst aus dem Kehricht der öffentlichen Meinung emporgetaucht, Operettenwucherer und Kulissiers, die dem Gerichtssaal oder mindestens der »Gerichtssaalrubrik« entsprungen sind, tummeln sich auf der Szene, die einst Nestroy und einem prächtig verwienerten Offenbach gehört hat. Vollends in den letzten Jahren, die den Wirkungskreis des Wiener Liberalismus auf ein Premiérenparkett beschränkten, hat das literarische Manchestertum eine Entwicklung genommen, die geradenwegs einer Katastrophe zutreibt. Nie ist der Einfluß der Tagespresse schamloser in bares Geld umgemünzt, nie der Theaterteil der Journale offenkundiger zum Vorteil derer, welche ihn redigieren, benützt worden, nie hat Gegenlob in ähnlich verbrecherischer Weise der Beutegier allmächtiger Impotenzen Vorschub geleistet. Gelang es, durch zwei Jahrzehnte jede künstlerische Regung im Tantièmenreiche niederzuhalten, dem auf sich selbst gestellten Schaffen den Weg zur Bühne mit allen Schikanen zu verrammeln, so hatten doch Beeinflussung botmäßiger Direktoren und Feindseligkeit gegen Talente, die den Canossagang zu Reportern verschmähten, ehedem eine gewisse Anstandsgrenze. Heute sind die Kaffeehaustische markiert, an denen vorbei der Weg zu Bühnenerfolgen führt, und »reine Künstler« müssen sich glücklich preisen, wenn sie, nach dornenvollem Streben von Tisch zu Tisch, in der Runde der laut mit Theaterwerten feilschenden Zwischenhändler seßhaft geworden sind.

. . . Weit dehnt sich das Gehirnweichbild des Wiener Literatentums, täglich erfolgt neuer Zuzug von Talenten, die der Entdeckung harren, und die Billardspieler fühlen sich bereits geniert. Aber unter allen Kaffeehausecken, die in der heutigen Ordnung dem künstlerisch beschönigten Müßiggang zugewiesen sind, hat die dramatische ihren alten Zauber bewahrt,

und neugierig und verlangend steht mancher Anfänger vor der Schwelle ihrer Mysterien. Mag die umliegende Welt in Trümmer gehen, im Tantièmenkotter wird noch immer mit dem gleichen Ernst über den Kassenausweis einer 25. Aufführung gesprochen und, wenn das Geschäftliche erledigt ist, noch immer mit der gleichen Heiterkeit jeder Kaffeeschluck aufgenommen, den der als Witztyrann gefürchtete Tischpräsident getan hat. Ein Absolutismus des Lachens, der heisere Untertanen straft, aber Gnaden verteilt, wo eine tüchtige Kehle in allen Stimmlagen Beweise unverbrüchlicher Loyalität gegeben hat.

Wie heißt doch der kleine Herr, von dessen Gesicht zuvorkommende Tischgenossen es im Nu ablesen können, wenn ihm gerade nichts einfallen will, und der dann, jedesmal ängstlich prüfend, im Kreise der Getreuen nur strahlende Gesichter erblickt? Wie heißt der Herr, der von seinem Kaffeehausstühlchen die Wiener Theaterwelt beherrscht, die gesamte Journalistik seinen Wünschen fügsam zu machen weiß und einen Heerbann, der dem Wink seiner Ranküne folgt, gegen jene aufrührerischen Elemente entsendet, die sich unter dem Erbteil Heinrich Heines — und mögen sie es auch nicht allzu pietätvoll einschätzen — etwas anderes vorstellen als ödes Kalauern, gepaart mit dürftiger Versroutine. Nein — es gibt nichts, was die klägliche Kleinheit dieses geistigen Wien besser bezeichnen könnte, als die Tatsache, daß der Mann, dem die Kollegenschaft tagtäglich Lobeshymnen singt, die einem dramatischen Säkularmenschen gegenüber als aufdringliche Reklame wirken müßten, Herr Julius Bauer ist. Dieses ans Groteske streifende Mißverhältnis zwischen der äußeren Macht und der wesentlichen Unbeträchtlichkeit eines Journalisten ist es, was die endliche Abwehr herausfordert, und der kleine Bänkeldichter erscheint ernsthafter Betrachtung wert, wenn er zum Mentor der literarischen Jugend ausgerufen wird, wenn vor ihm

die Schauspieler in Devotion ersterben und seine Libretti keine Direktion abzulehnen, keine vom Repertoire abzusetzen wagt.

Die Theaterleute schmachten unter dem Drucke dieses Rezensenten, dessen unbedenkliche Art, einem Buchstabenwitz zuliebe einen Erfolg zu schmälern, sie kennen. Die Börsengesellschaft, die doch in ihren Reihen manch ursprünglicheren Humoristen aufweist, schätzt ihn, weil er eine ihr minder geläufige Nuance, den Commis voyageur-Witz repräsentiert. Die Zeitungsleute, die gerade in dieser Spezies wiederum eine verwandte Saite anklingen hören, feiern ihn als den Nachfolger Heines, wenn sie es nicht vorziehen, Aristophanes als seinen Vorläufer gelten zu lassen. Es soll mir eine Lust sein, an dem Rücken dieser Sippschaft ihre Maßstäbe zu zerbrechen; für heute mag sie sich in ihrem Abgott getroffen fühlen. Auch ist es mir zunächst um die armen Schauspieler und verschüchterten Literaturneulinge zu tun, die sich im Hörigkeitsverhältnis zu Herrn Julius Bauer viel weniger wohl zu befinden scheinen, als die Kollegenschaft, die erst Überlegenheit des Könnens und der Bildung als Druck empfindet. Aber Herr Julius Bauer, der unverdrossene Buchstabenverwechsler, der den Franz Josefs-Kai lachen macht, wenn er statt »Musentempel« »Busentempel« und statt »Im Wein liegt Wahrheit« »Im Bein liegt Wahrheit« sagt, der Routinier einer seit Heine sattsam strapazierten und längst ausgeleierten Versform, übersteigt wahrhaftig das Niveau der Genossen nicht. Gewiß gibt es auch unter den Journalangehörigen Wiens ungleich bessere und gebildetere Stilisten, die nur aus Indolenz oder mißverstandener Kollegialität sich gegen den widerlichen Kultus eines kleinen Theaterplauderers nicht auflehnen. Literarisch gemessen ist er ein Nachtischhumorist, den man vielleicht auch größeren Vereinen zuziehen könnte, aber nur ein Theaterpublikum, das auch seine Tafelfreuden mit Herrn Bauer teilt, könnte seinen Witz

ertragen. Dieser Witz entspringt nicht dem launigen Erfassen einer Situation und gehört darum nicht auf die Szene; dieser Witz entspringt aber auch keinem Gefühl, keinem Zorn, keiner Anschauung und gehört darum nicht aufs Papier. Herr Bauer wäre nicht einmal fähig, die Mißgunst, mit der er jüngeren Gesellschaftswitzlingen begegnen soll, literarisch zu gestalten. Welcher Laune sollte auch ein Humor gehorchen, der im Wortklang sich genug tut und dem kein adäquater Ernst als Widerspiel entspricht? Nur als die Hülle einer tieferen satirischen Absicht könnte der Kalauer erlaubt sein. So hätte ich ein literarisches Recht, die vergleichende Sucht der Wiener Unsterblichkeitsvermittler auf die Geburtsstätte des Bauerschen Humors verweisend meinem Erstaunen Ausdruck zu geben, daß man es bisher versäumt hat, ihn unseren Raabelais zu nennen. Wenn aber der Wortwitz um seiner selbst willen dasteht, so ist er nur ein Aussatz der Kopfhaut. Auch in einem veränderten Buchstaben kann eine Erkenntnis enthalten sein. Aber zwischen den Wahrheiten, die unser Satiriker lachend verkündet, und den Lügen, die er bekämpft, liegt keine Erkenntnis, sondern ein Buchstabe. Eine gewisse Fixigkeit, mit der er seine Banalitäten schon fast mechanisch los wird, wird man Herrn Bauer kaum bestreiten können. Aber man sollte auch nicht übersehen, daß der Vers — dieser notorische Hochstapler — leicht mit einem Witzgehalt prunkt, der nicht vorhanden ist. Nicht drei gute Prosazeilen hat Herr Bauer geschrieben, die, losgelöst von Kalauern, an und für sich zu wirken vermöchten.

Es klingt unglaubhaft, daß ein Reporter, bei dem die Korruption des Urteils durch Witzigkeit eine viel schlimmere Willkür und Abhängigkeit bedeutet als jene journalistische Gesinnung, mit der man wenigstens nach der Taxe rechnen kann, bei uns seit Jahren als Kritiker in Betracht kommt. Und man sollte

es noch weniger glauben, daß wir einen Gelegenheitshumoristen die Werke Ibsens beurteilen lassen, daß ein Mensch, den »Antonius und Cleopatra« zu der Bemerkung anregte: »Und die Moral davon? Kaufen Sie Busenschützer!« und der über Ödipus schrieb, zum Schlusse werde auf der Bühne »Ausstich ausgeschänkt«, dem man also mit Fug die Zimmerreinheit bestreiten könnte, in den Hallen des Burgtheaters geduldet und geachtet wird. Wie aber sollte man an der kritischen Führerschaft einer Null Anstoß nehmen, wo die Verseuchung der Vorstadtbühnen durch dieselbe Null zu den Selbstverständlichkeiten einer jeden Saison gehört? Wo ein aus dem Schlamm der schmierigsten Halbweltanschauung geschaffenes Zeug, wie dieses »Adam und Eva«, wiewohl ihm bei der Première der intensivste Durchfall beschieden war, den eine Operette seit Jahren erlebt hat, dennoch dank der beispiellosen Pression des Zeitungskonsortiums auf die Theaterkanzlei einen Winter hindurch den Spielplan »beherrschen« konnte. Was hier von dem hurtigen Aufgebot aller Cliquenmänner geleistet, wie da, vom Tage der Erstaufführung an, die Meinung der Theaterbesucher in täglich variierten, mit allem Raffinement wirksamer Abwechslung ersonnenen Reklamenotizen gefälscht, wie das störrische Publikum förmlich mit Peitschenhieben in das Theater getrieben und schließlich noch die 47. in eine 50. Aufführung verwandelt wurde — das verdient als Denkmal von der Haltung des geistigen Wien am Ausgang dieses Jahrhunderts künftiger Kulturberichterstattung überliefert zu werden.

Man muß sich all den geistigen Unflath ins Gedächtnis rufen, der als Offenbarung eines begnadeten und in seiner Laune unerschöpflichen Witzkopfes gepriesen wurde — von denselben Leuten gepriesen wurde, die in der Première durch den unzweideutigen Mißerfolg konsterniert und kopfhängerisch dagesessen waren, als ob sie Mitglieder

jener anderen »Concordia« wären, die wirklich Leichen bestattet, und nicht des Vereins, der dem totgeborenen Erzeugnis eines Kollegen zu künstlichem Scheinleben verhilft! Man erinnert sich noch jener Behandlung biblischer Motive, die wie eine religionslästernde Annonce des »Paprika-Schlesinger« wirkte, und der gleichfalls — in beiden Fällen wurde über »Reaktion« geklagt — die Ehre einer Zensurierung zuteil ward. Noch tönt uns der Refrain Bauerscher Bibelauffassung in den Ohren:

Ich bin der Josef Jakobsohn,
Bekannt im ganzen Land,
Der Sohn vom Jakob Kohn,
Der auf der Leiter stand,

noch denken wir an jene andere anmutige Situation des bilderreichen Werkes, da Sokrates und Plato von einer lebendig gewordenen Herkulesstatue geprügelt werden und Diogenes, der in der »Schönlaterngasse« wohnt, dem Streit ein Ende macht. Eine hellenische Welt, wie sie etwa Stammgäste des dem Carltheater so nahen Café Tifoxilos, nein des Café Ἄβελης mit der Seele suchen. Das ist Großverschleiß attischen Salzes! Witzperle reiht sich an Witzperle, und ein ganzer attischer Salzgries liegt vor unseren Augen... Und diese Aktualität, die deutlich zeigt, daß Herrn Bauers Schaffensgebiet nicht von einem nahen Theaterhorizont begrenzt ist, daß auch die großen Fragen der Zeit ihn beschäftigen und der Menschheit Kummer die empfindsame Saite seines Humors erklingen läßt! So weiß er einerseits, daß Dreyfus unschuldig ist, anderseits, daß in Wien wegen der Gasrohrlegung die Straßen in schlechtem Zustande sind, und er hat diesem seinem sozialen Empfinden in beweglichen Coupletstrophen Ausdruck gegeben. Kurzum — wie am andern Tage ein resoluter Schmock niederschrieb — »er bohrt mit aristophanischer Sonde an Zeitverhältnissen herum« . . .

Es fiele mir wahrhaftig nicht ein, Herrn Bauers Kreise stören zu wollen, wenn sie sich bloß mit den Kreisen dinierender und amüsementbedürftiger Börsenmäzene deckten, und ich würde einem Satiriker, der mit loyalen Reimen immerdar zur Stelle ist, sobald ein Regierungsjubiläum gefeiert wird oder gar Herr von Taussig eine seiner Töchter verheiratet, auch den längst ersehnten Orden oder gar den »kaiserlichen Rat« gönnen, dessen Fehlen der Lebensanschauung unseres Humoristen den unentbehrlichen melancholischen Zug verleiht. Allein der arme Wortwitzhascher, der in einem Unsterblichkeitsdünkel dahinlebt und nicht ahnt, daß er nur ein winziger Nachkomme des der Wiener Kunstluft einst so gefährlichen Saphirschen Kanalgeistes ist, muß die Lust seiner Überschätzer büßen. Weit wäre es mit der neu-österreichischen Literatur gekommen, wenn sie ernstlich darauf angewiesen bliebe, sich ihre Wege von einem Hofnarrn der Plutokratie bestimmen zu lassen. Sollten wir es länger dulden, daß die wichtigsten Ehrenstellen, die die Literaturgeschichte zu vergeben hat, in einer Ausschußsitzung des Pensionsfonds der »Concordia« verteilt werden? Die Vorgänger des Herrn Julius Bauer haben wieder Ruhe im Grabe; sie hatten sich umgedreht und liegen jetzt mit der Rückseite gegen die Verschleißer der Wiener Unsterblichkeit.

Wenn es den Herren beliebt, sie mögen weiter untereinander in kritischer Blutschande leben und uns noch öfter das Schauspiel bereiten, daß — erst kürzlich haben wir es erlebt — eine führende Zeitung ihre Theaterrubrik wochenlang den Bedürfnissen dreier ihrer eigenen Redakteure zur Verfügung stellt, die im artigen Turnus gegenseitigen Lobes täglich vor den Augen des Publikums alternieren. Aber neugierig sind wir, ob dieses Publikum noch lange zuschauen wird, neugierig, ob es sich bis ins nächste Säkulum hinein eine Presse gefallen lassen wird, die den Antisemitismus besser zu erzeugen als zu

bekämpfen vermag und die deshalb gegenwärtig um nichts heißer bemüht ist, als der Phrase von der »Schmach des Jahrhunderts« angesichts des nahen Verfallstages die nötige Prolongation zu erwirken — eine Presse, die gegen ihre plumpsten reaktionären Widersacher unterliegen muß, weil sie Fortschrittsfanatiker entsendet, deren Schuh den Kot beschmutzt, und die das Debacle ihrer politischen und wirtschaftlichen Gebarung nun auch auf dem Gebiete des Theaters probieren möchte. Wenn sie heute in späten Tränen ob der veränderten Sinnesart der Bevölkerung ihre eigene unsaubere Wäsche auswindet, so sollte sie nicht vergessen, daß auch die Theatersphäre den von ihr beklagten Einflüssen eines Tages unterliegen könnte. Weil draußen heute — ein natürlicher Wetterwechsel — unfreundliche politische Lüfte wehen, möge sie sich doppelt hüten, das Foyer zum Ghetto zu verwandeln. Ihr zum Trotz, die unverdrossen täglich ihr »Lacht nur bei Julius Bauer!« annoncierte, ist »Adam und Eva«, von einem entsetzten Publikum täglich von neuem angeblasen, endlich und endgiltig von der Bildfläche verschwunden. Langsam scheint man sich zu besinnen, und, wenn die Zwischenhändler des Geistes nicht freiwillig bald ein anderes Gebiet industrieller Betätigung aufsuchen, so wird die allgemeine Vertreibung aus dem Paradies der Theaterherrschaft nicht mehr allzulange auf sich warten lassen.

SPEIDELS TOD

Februar 1906

Wenn auch die Summe dieses literarischen Lebens nur eine schöne Inhaltsangabe ist, getrübt durch die Erinnerung, daß dieser Wächter des Wiener Kunstgeschmacks nie ein Damm und stets ein Dulder der unersättlichen Wiener Kunstkorruption war, so werde doch der außerordentliche Schreibkünstler in Ehren gehalten, der in dem dreißigjährigen Zusammenleben mit dem ärgsten journalistischen Geschmeiß den Anschluß an die deutsche Sprache nicht verloren hat. Und wie fern Ludwig Speidels Größe dem Gebiet wuchs, auf dem der Journalismus täglich zweimal seine Schlachten mit der deutschen Sprache schlägt, hat noch der Nachruf der ‚Neuen Freien Presse' gezeigt. Dem »starken Stilisten« — so nennt ihn der fette Stilist Harden in seiner Kondolenzdepesche — hat seine Redaktion Stilblüten aufs Grab gelegt. Sie kann nicht anders.

Aber peinlicher — und beklagenswerter selbst als der Todesfall — ist das Zeremoniell, das die ‚Neue Freie Presse' veranstaltet, so oft jetzt einer der Ihren das Zeitliche segnet. Ludwig Speidel starb, — und wir müssen den Dahingang Oppenheims beklagen. Denn dieser war der ruhige und sympathische Lokalredakteur des Blattes, der, solange er lebte, dem Einbruch jener wilden Geschmacklosigkeit gewehrt hat, die heute das Begräbnis eines berühmten Wieners zu einer Reklameorgie himmelhoch betrübter und zu Tode jauchzender Leidtragender gestaltet. Wer nie im Leben Aussicht hatte,

seinen Namen in der Zeitung gedruckt zu sehen, dem geht sein Sehnen endlich in Erfüllung. Man braucht jetzt bloß der ‚Neuen Freien Presse' zu kondolieren, wenn einer ihrer Mitarbeiter stirbt. Es bleiben immer noch genug Leute in der Redaktion, die das eingelaufene Beileid nicht wägen, sondern zählen. Denn anstatt in solchem Falle einfach festzustellen, daß der ganze »Lehmann« kondoliert habe, beginnt die ‚Neue Freie Presse' den Lehmann nachzudrucken. In der Regel dauert es eine Woche, bis sich der Strom jener Leidtragenden verlaufen hat, die von dem Toten nicht mehr wissen, als daß er gestorben sei. Die ‚Neue Freie Presse' scheint sich von solcher unermeßlichen Revue der Unbekannten eine Mehrung ihrer Hausmacht zu versprechen und würde bedenkenlos auch fünfhundert erfundene Namen, die ihr ein einziger treuer Leser lieferte, in die Liste setzen. Sie weiß, daß sich die Gefälligkeit rentiert, die sie den Kondolenzparasiten kostenlos erweist. Darum dürfen jetzt Analphabeten öffentlich erklären, daß sie durch den Tod eines Speidel erschüttert seien. Ihnen ist er gestorben!

Und welche Charaktere stehen in der vordersten Reihe der Leidtragenden? Nichts ist bezeichnender für die innere Beziehung der heutigen ‚Neuen Freien Presse' zum Andenken Ludwig Speidels, als daß sie an erster Stelle die Kondolenz des Herrn Lippowitz veröffentlicht, der den Hingang des »berühmten Kritikers« beklagt. Freilich vermag gerade er, weiland Chef Bernhard Buchbinders, den Schmerz mitzuempfinden, den eine Redaktion erleidet, wenn der Mund eines berühmten Kritikers verstummen muß. Trotzdem wirkt die Verbindung der Namen Speidel und Lippowitz störend und als unverdiente Herabsetzung der Eigenart des ‚Neuen Wiener Journals'. Speidels Feder war lange nicht so produktiv wie Lippowitz' Schere, und überdies hat der ziemlich einseitige Schriftsteller immer

nur seine eigenen Aufsätze geschrieben, während der Herausgeber des ‚Neuen Wiener Journals' sozusagen die verschiedenartigsten Gebiete umfaßt und ohne dem Leser seine eigenen Anschauungen aufzudrängen, den Arbeiten anderer Autoren nicht nur die interessantesten Seiten abzugewinnen weiß, sondern sie auch in der selbstlosesten Weise so herausbringt, als ob es seine eigenen wären. Wenn sich in dem, was er weise verschweigt, der Meister des Stils zeigt, dann, wahrlich, hat diesen Ehrennamen eher Lippowitz, der nie die Quelle angab, als Speidel verdient. Es war also unbillig, die Nennung des Herausgebers des ‚Neuen Wiener Journals' durch das Andenken an Ludwig Speidel zu kompromittieren. Wenn Lippowitz kondoliert hat, so hat er sich einer privaten Höflichkeitspflicht entledigt. Daß sich die ‚Neue Freie Presse' wie ein Geier auf die Zuschrift stürzen und mit ihr Reklame für Speidel machen werde, konnte Lippowitz nicht ahnen.

Die anderen Leidtragenden wissen, daß sie selbst von der Kondolenz profitieren, daß ihre Teilnahme am Schmerz auch eine Teilnahme an der Unsterblichkeit eines Tages bedeutet, als die Speidel bekanntlich das Feuilleton bezeichnet hat, die aber in Wahrheit die ‚Kleine Chronik' garantiert. Das Gedränge ist darum enorm. Das ganze parasitäre Wien, dem das Begräbnis so willkommen ist wie eine Metternich-Redoute, wenns die Drucklegung des Namens gilt, diese ganze scheußliche Legion der Mitgeher ist auf den Beinen, und schier acht Tage dauert das Reklamento, das sie anstimmen, um uns, die eben daran sind, an die Vergänglichkeit des Irdischen zu glauben, von der trostlosen Dauerhaftigkeit ihrer Existenz zu überzeugen.

---

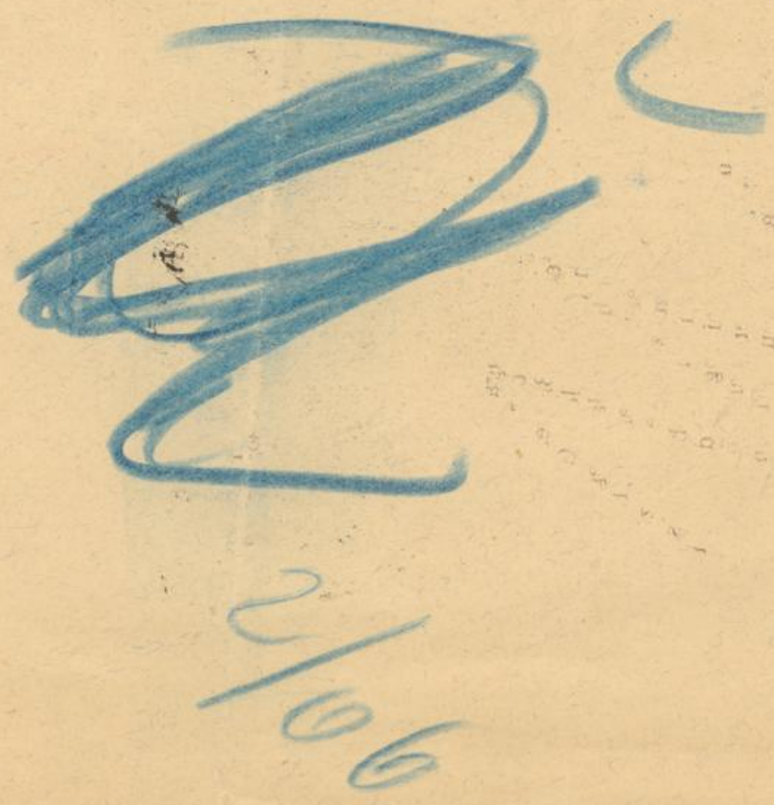
genügen lassen. Herr Jarno braucht Shakespeare zur Stärkung seines Selbstbewußtseins. Herr Jarno bietet, was gut und nicht zu teuer ist. Nach außen: Was ihr wollt. Innen: Viel Lärm um nichts . . .

* * *

Speidel's Tod.

Wie fern Ludwig Speidel's Größe dem Gebiet wuchs, auf dem der Journalismus täglich zweimal seine Schlachten mit der deutschen Sprache schlägt, hat der Nachruf der ‚Neuen Freien Presse' gezeigt. Dem »starken Stilisten« — so nennt ihn der fette Stilist Harden in seiner Kondolenzdepesche — hat seine Redaktion Stilblüten aufs Grab gestreut. Sie kann nicht anders. Peinlicher — und beklagenswerter selbst als der Todesfall — ist das Zeremoniell, das die ‚Neue Freie Presse' veranstaltet, so oft jetzt einer der ihren das Zeitliche segnet. Ludwig Speidel starb — und wir müssen den Dahingang Oppenheim's beklagen. Denn Oppenheim war der ruhige und sympathische Lokalredakteur des Blattes, der, solange er lebte, dem Einbruch jener wilden Geschmacklosigkeit gewehrt hat, die heute das Begräbnis eines berühmten Schriftstellers zu einer Reklameorgie himmelhoch betrübter und zu Tode jauchzender Leidtragender gestaltet. Wer nie im Leben Aussicht hatte, seinen Namen in der Zeitung gedruckt zu sehen, dem geht sein Sehnen endlich in Erfüllung. Man braucht jetzt bloß der ‚Neuen Freien Presse' zu kondolieren, so oft einer ihrer Mitarbeiter stirbt. Es bleiben immer noch genug Leute in der Redaktion, die das eingelaufene Beileid nicht wägen, sondern zählen. Denn anstatt in solchem Falle einfach festzustellen, daß der ganze »Lehmann« kondoliert habe, beginnt die ‚Neue Freie Presse' den Lehmann nachzudrucken. In der Regel dauert es eine Woche, bis sich der Strom jener Leidtragenden verlaufen hat, die von dem Verstorbenen nicht mehr wissen, als daß er verstorben ist. Die ‚Neue Freie Presse' scheint sich von solcher unermeßlichen Revue der Unbekannten eine Mehrung ihrer Hausmacht zu versprechen und würde bedenkenlos auch fünfhundert erfundene Namen, die ihr ein einziger treuer Leser lieferte, in die Liste setzen. Sie weiß, daß sich die Gefälligkeit, die sie den Kondolenzparasiten kostenlos erweist, rentiert. Darum dürfen jetzt Analphabeten öffent-

lich erklären, daß sie durch den Tod eines Speidel erschüttert sind. Ihnen ist er gestorben! Und welche Charaktere stehen in der vordersten Reihe der Leidtragenden? Nichts ist bezeichnender für die innerste Beziehung der heutigen ‚Neuen Freien Presse' zum Andenken Ludwig Speidel's, als daß sie an erster Stelle die Kondolenz des Herrn Lippowitz veröffentlicht, der den Hingang des »berühmten Kritikers« beklagt. Freilich vermag gerade er, weiland Chef Bernhard Buchbinder's, den Schmerz mitzuempfinden, den eine Redaktion erleidet, wenn der Mund eines berühmten Kritikers verstummen muß. Trotzdem wirkt die Verbindung der Namen Speidel und Lippowitz störend und als unverdiente Herabsetzung der Eigenart des ‚Neuen Wiener Journals'. Speidel's Feder war lange nicht so produktiv wie Lippowitz' Schere, und überdies hat der ziemlich einseitige Schriftsteller immer nur seine eigenen Aufsätze geschrieben, während der Herausgeber des ‚Neuen Wiener Journals' sozusagen die verschiedenartigsten Gebiete umfaßt und ohne dem Leser seine eigenen Anschauungen aufzudrängen, den Arbeiten anderer Autoren die interessantesten Seiten abzugewinnen weiß und sie in der selbstlosesten Weise so herausbringt, als ob es seine eigenen wären. Wenn sich in dem, was er weise verschweigt, der Meister des Stils zeigt, dann, wahrlich, hat diesen Ehrennamen eher Lippowitz als Speidel verdient. Es war also unbillig, die Nennung des Herausgebers des ‚Neuen Wiener Journals' durch das Andenken an Ludwig Speidel zu kompromittieren. Wenn Lippowitz kondoliert hat, so hat er sich einer privaten Höflichkeitspflicht entledigt. Daß sich die ‚Neue Freie Presse' wie ein Geier auf die Zuschrift stürzen und mit ihr Reklame für Speidel machen werde, konnte Lippowitz nicht ahnen. Die anderen Leidtragenden wissen wenigstens, daß sie selbst von der Kondolenz profitieren, daß ihre Teilnahme am Schmerz auch eine Teilnahme am Ruhm eines Tages bedeutet. Das Gedränge ist darum enorm. Das ganze parasitäre Wien, dem eine Metternich-Redoute so erwünscht ist wie das Begräbnis Speidel's, wenn's die Drucklegung des Namens gilt, diese ganze scheußliche Legion der Mitgeher ist auf den Beinen, und schier acht Tage dauert das Reklamento, das sie anstimmen, um die Welt, die eben daran ist, an die Vergänglichkeit des Irdischen zu glauben, von der Dauerhaftigkeit ihrer eigenen Existenz zu überzeugen.



dieses eben so scharfsichtigen als künstlerisch veranlagten Kunstrichters ist ein so ernster, sein Urteil ein wertvollstes, daß ich mich freue, in diesen Spiegel meiner Jugend zu schauen und teuren Schatten dort zu begegnen.

Mich persönlich ehrt der tiefe Ernst, mit dem Herr von Koźmian über mich und meine Kunst spricht, und Schatten der Vergangenheit, sogar in der Geberde lebendig macht, wie es sonst nur dem Dichter gelingt.

Nehmen Sie meinen warmen Dank, daß Sie solchem Urteile Raum gegönnt und sich dadurch gewissermaßen einverstanden erklärt haben.

Hochachtungsvoll Ihr ergebenster

Josef Lewinsky.

* * *

Battistini.

Rudolf Lothar entwickelt sich zu einer Verlegenheit der europäischen Diplomatie. Just in eine Zeit, in der wir mit Italien auf gespanntem Fuß stehen, fällt sein Versuch, eine dramatische Originalarbeit auf dem Umweg über die italienische Literatur in das Burgtheater zu kontrebandieren, also ein Stück bloß deshalb, weil es nicht deutsch geschrieben ist, für ein fremdsprachiges Werk auszugeben. Es ist noch sehr fraglich, ob uns die Verbindung, die Herr Lothar mit Herrn Lipschütz eingegangen ist, hinreichend entschädigen könnte, wenn der Dreibund wirklich flöten ginge. Dazu kommt, daß Herr Lothar für seine Verdienste um die italienische Literatur eben den Titel »Cavaliere« erhalten hatte, als die Nachricht kam, daß der Herr Battistini, den er nun schon zum zweitenmal übersetzt hat, zwischen Pontebba und Palermo nicht existiere und daß sich hinter diesem Pseudonym niemand geringer als Herr Lothar selbst verberge, hinter dem sich bekanntlich wieder ein gewisser Spitzer verbirgt. Dieses Versteckenspiel wurde zwar am Tage vor der Première der »Großen Gemeinde« im Burgtheater aufgedeckt, aber immerhin

erst nachdem Herr Lothar bereits Cavaliere geworden war. Da trotz allem Chauvinismus nicht anzunehmen ist, daß die italienische Regierung bloß dafür, daß ein Schriftsteller nicht deutsch kann, Titel und Würden verleiht, so wird sie wohl die Verdienste des Herrn Lothar um die italienische Literatur einer nachträglichen Revision unterziehen und für die falsche Ausfüllung des literarischen Meldzettels Aufklärung verlangen. Die italienische Regierung, die ohnehin mit dem fortwährend speienden Vesuv das größte Gefrett hat, wird ihm den Anblick eines Cavaliere Spitzer nicht leichtfertig bieten, wenn der gesuchte Battistini nicht doch endlich zur Stelle geschafft werden sollte. Denn daß Herr Lothar tatsächlich einmal den Cäsare Borgia dramatisiert hat, ist weniger ein Verdienst, als ein Grund zur Ausweisung. Soweit also unser Verhältnis zu Italien in Betracht kommt, hätte man einem Hoftheaterdirektor mehr diplomatischen Takt gewünscht: er, der ohnehin eine ganze Saison lang im »Glashaus« sitzt, mußte den Battistini weder annehmen, noch sich am Tage vor der Première von Herrn Lothar zu der Erklärung »ermächtigen« lassen, daß der Battistini kein Italiener, sondern bloß die aus zwei Wiener Nullen zusammengesetzte Einheit sei. Dieser Enthüllung hätte es gewiß nicht bedurft, da ja auch Herr Gabor Steiner in den weitesten Kreisen nicht mehr für den Erbauer jenes Venedig gehalten wird, dessen Palazzi sich neben der Konkurrenz des Riesenrads so schwer behaupten können, da dem Ben Tiber ~~längst~~ niemand ernsthaft zutraut, daß er in der Gegend der Abruzzen entspringe, und da der gebildete Wiener sogar das Colosseum von dem römischen Gebäude gleichen Namens unterscheiden gelernt hat. In dem Augenblick, als eine der Gestalten Battistini's das erlösende Wort »Kunststück!« sprach, konnte kein Burgtheaterbesucher mehr zweifeln, daß der italienische Autor nach jener Gegend zuständig sei, durch die die Besucher Venedigs unbedingt müssen, wenn sie nach Wien gelangen wollen ... Nun, wie gesagt, die italienische Verwicklung wäre zu vermeiden gewesen. Was aber bedeutet sie gegenüber der europäischen Gefahr, die das Stück des Herrn Lothar heraufbeschworen hat? Eine Theaternotiz meldet: »Die jüngste Novität des Burgtheaters, das Lustspiel ‚Die große Gemeinde' von Leopold Lipschütz und Rudolf Lothar ist auch schon vom königlichen Schauspielhause in Berlin zur Auf-

führung angenommen. Ferner wurde diese Novität bereits ins Italienische und ins Spanische übersetzt. Als Schauplatz der Handlung ist bekanntlich Italien gedacht. Aber in der italienischen Übersetzung ist der Schauplatz nach Spanien verlegt und die Bearbeitung für die spanischen Bühnen läßt das Stück in Portugal spielen.« Herr Lothar haust auf der europäischen Landkarte wie Napoleon. Er annektiert Italien, unterwirft Preußen, tritt Portugal an Spanien ab, verlegt Schauplätze, teilt Königreiche, steckt natürlich Kronen ein, und findet zwischen alldem noch Zeit, durch Künste des Friedens, wie das Schmieren von Libretti, Rezensieren, Interviewen, Dampfplaudern, Vorträge halten etc. Europa seine Unentbehrlichkeit zu beweisen. Was sagen England und Rußland dazu? Noch haben sie ihren Beitritt zur »Großen Gemeinde« nicht ausdrücklich erklärt. Geduld, auch nach diesen Reichen langt schon die Unersättlichkeit des großen Eroberers, und plötzlich wird Charkow bei Edinburgh und Glasgow bei Petersburg liegen ... Ein Trost ist, daß Venedig noch immer in Wien liegt, -- wiewohl das Werk des Battistini nun endlich auch ins Italienische übersetzt wurde.

Die drei Schwestern.

Um die Zeit, da es Zünfte und Innungen noch nicht gab, hauste im Gäßlein beim Rathaus, das heute Stoß im Himmel benannt ist, Konrad der Schmied mit seinen Töchtern Hedwig, Edeltrut und Walpurga, also daß die drei dem Witwer die Schmiedgesellen ersetzten, bei Blasebalg, Löschtrog und Feuergrube anstellig waren, indes der Schwertfeger einsam beim Amboß stand. Die Esse glühte, die Windform pfauchte, der Amboß klang: drei wunderliebliche Gesellen.

Aber wie vermöchte ein Weib ungestraft in feurige Gluten zu schauen? Walpurga, die Älteste, deren Jugend entfloh, ward schaffensuntauglich, saß und starrte ins Feuerloch. Durch die Poren der russigen Mauern drang der Geist von Citeaux in die

~~Damit~~ man aber nicht etwa glaube, die Herstellung des ‚Neuen Wiener Journals' sei eine gar so einfache Sache, wird den Lesern eingeredet, daß der Dieb nicht in Wien sitze, sondern daß in allen Städten der Welt Spezialdiebe aufgestellt seien, die den Inhalt der in allen Städten der Welt erscheinenden Zeitungsartikel telegraphisch — per Post tun sie's nicht — nach Wien befördern. So hat sich bei den Lesern des ‚Neuen Wiener Journals' allmählich die Überzeugung herausgebildet, daß das Stehlen von Artikeln viel kostspieliger sei als das Schreiben von Artikeln und daß das ‚Neue Wiener Journal' aus purer Noblesse keine eigenen Beiträge bezahle. Immerhin ist die publizistische Taktik des Blattes eine andere geworden. Früher genügte es Herrn Lippowitz zu wissen, daß Wien an der Donau liegt; ihre Quelle anzugeben, wäre er um keinen Preis der Welt zu bewegen gewesen. Nun ist er in den letzten Jahren öfter gezwungen worden, seinen Lesern zu verraten, daß es auch in Berlin, Frankfurt, Paris und London Zeitungen gibt. Das Prestige des ‚Neuen Wiener Journals' wäre verloren gewesen, wenn Herr Lippowitz nicht auf den Ausweg verfallen wäre, sich aus Berlin, Frankfurt, Paris und London eigens depeschieren zu lassen, was sich in Wien so bequem ausschneiden läßt. Die technische Arbeit ist komplizierter geworden, aber auch effektvoller. Die Zeitungen werden genannt, aber »man telegraphiert uns«, daß sie den und jenen Artikel gebracht haben. Sogar Witze läßt sich das Blatt telegraphieren. »Zwei derartige Anekdoten«, hieß es kürzlich im ‚Neuen Wiener Journal', »erzählt, wie uns aus London depeschiert wird, die ‚Amalgamated Preß Limited' . . .« Der grundehrliche Lippowitz scheut kein Originaltelegramm, wenn es den Diebstahl eines Beitrags gilt.

~~*Europäer.*~~ Nur wir verkennen ihn. ~~Die Italiener schwören auf ihren Battistini, der Pariser ‚Figaro' zählt~~ seinen Rodolphe Lothar ~~zu den~~ größten Dramatikern der Weltliteratur, und in einem Berliner Blatt ~~war kürzlich~~ die folgende Ankündigung eines ~~Aufführung des Bernstein'schen~~ Sensationsschmarrns ~~»Der Dieb«~~ zu lesen: »— — der deutsche Bearbeiter, Dr. Rudolf Lothar, führt selbst die Regie. Lothar ist für Berlin kein Fremder, seine Stücke ‚Königsidyll' und ‚Frauenlob' wurden hier am Königlichen Schauspielhause aufgeführt, sein ‚König Harlekin', der mit dreitausend Aufführungen das meistgespielte deutsche Stück der letzten Literaturepochen ist, am Deutschen Theater anläßlich des Gastspieles des Deutschen Volkstheaters.« Ob der königliche ~~Herr~~ Lothar wirklich dreitausend Aufführun-

gen gezählt hat, mag zweifelhaft sein. Da die Literaturepochen, die auf ihn stolz sind, keine reinen Epochen, sondern sogenannte Mischepochen sind (in denen mit Übertreibungen gearbeitet wird), ist eine nachträgliche Feststellung nicht leicht möglich. Sicher ist, daß der »König Harlekin« aus dem Hethitischen in alle Sprachen übersetzt worden ist und daß es zwischen Island und Jassy keinen guten Europäer mehr gibt, der nicht schon von Rudolf Lothar gehört hätte. ~~Vor allem aber sind~~ Deutsche, Franzosen, Italiener und Slaven, ~~— ja, auch Slaven —~~ die sich um die Popularisierung eines Werkes bemüht haben, das seinen zungenfertigen Schöpfer so ziemlich in allen gangbaren Tonarten preist: vom Harlekin über den arlequin und arlecchino bis zu dem schwer aussprechbaren, aber darum nicht weniger beliebten König Aflekin.

Passant. Bahnkatastrophen, Brände, Unglücksfälle auf der Straße werden neuestens durch das Dazwischentreten irgend einer hohen Persönlichkeit, die immer in der Nähe ist, unnötig kompliziert. Ob sich der »Prinz-Gemal« bei dem holländischen Schiffsunglück endlich die Popularität verdient hat, die ihm die inspirierte Presse neidlos zuerkennt, mag zweifelhaft sein. Jedenfalls gewann man den Eindruck, daß es sich um ein Debut gehandelt hat, für das die Katastrophe die längst erwünschte Gelegenheit bot. Stand der Prinz-Gemal der Rettungsaktion nicht im Wege, kann man mit seinem Erfolg auf alle Fälle zufrieden sein.

Konfisziert!

19

3/07

BATTISTINI.

März 1907

Rudolf Lothar entwickelt sich zu einer Verlegenheit der europäischen Diplomatie. Just in eine Zeit, in der wir mit Italien auf gespanntem Fuß stehen, fällt sein Versuch, eine dramatische Originalarbeit auf dem Umweg über die italienische Literatur in das Burgtheater zu kontrebandieren, also ein Stück bloß deshalb, weil es nicht deutsch geschrieben ist, für ein fremdsprachiges Werk auszugeben. Es ist noch sehr fraglich, ob uns die Verbindung, die Herr Lothar mit Herrn Lipschütz eingegangen ist, hinreichend entschädigen könnte, wenn der Dreibund wirklich flöten ginge. Dazu kommt, daß Herr Lothar für seine Verdienste um die italienische Literatur eben den Titel »Cavaliere« erhalten hatte, als die Nachricht kam, daß der Herr Battistini, den er nun schon zum zweitenmal übersetzt hat, zwischen Pontebba und Palermo nicht existiere und daß sich hinter diesem Pseudonym niemand geringer als Herr Lothar selbst verberge, hinter dem sich bekanntlich wieder ein gewisser Spitzer verbirgt. Dieses Versteckenspiel wurde zwar am Tage vor der Première der »Großen Gemeinde« im Burgtheater aufgedeckt, aber immerhin erst nachdem Herr Lothar bereits Cavaliere geworden war. Da trotz allem Chauvinismus nicht anzunehmen ist, daß die italienische Regierung bloß dafür, daß ein Schriftsteller nicht deutsch kann, Titel und Würden verleiht, so wird sie wohl die Verdienste des Herrn Lothar um die italienische Literatur einer nachträglichen Revision unterziehen und für die falsche Ausfüllung des literarischen Meldzettels Aufklärung verlangen. Die italienische Regierung, die ohnehin mit dem fortwährend speienden Vesuv das größte Gefrett hat, wird ihm den Anblick eines Cavaliere Spitzer nicht leichtfertig bieten, wenn der gesuchte Battistini nicht doch endlich zur Stelle geschafft werden sollte. Denn daß Herr Lothar tatsächlich einmal den Cäsare Borgia dramatisiert hat, ist weniger ein Verdienst, als ein Grund zur Ausweisung. Soweit also unser Verhältnis zu Italien in Betracht kommt, hätte man einem Hoftheaterdirektor mehr diplomatischen Takt gewünscht: er, der ohnehin eine ganze Saison lang im »Glashaus« sitzt, mußte den Battistini weder annehmen noch sich am Tage vor der Première von Herrn Lothar zu der Erklärung »ermächtigen« lassen, daß der Battistini kein Italiener, sondern bloß die aus zwei Wiener Nullen zusammengesetzte Einheit sei. Dieser Enthüllung hätte es gewiß nicht bedurft, da ja auch Herr Gabor Steiner in den weitesten Kreisen nicht mehr für den Erbauer jenes Venedig gehalten wird, dessen Palazzi sich neben der Konkurrenz des Riesenrades so schwer behaupten können, da selbst dem Ben Tiber niemand ernsthaft zutraut, daß er in der Gegend der Abruzzen entspringe, und da der gebildete Wiener sogar das Colosseum von dem römischen Gebäude gleichen Namens unterscheiden gelernt hat. In dem Augenblick, als eine der Gestalten Battistini's das erlösende Wort »Kunststück!« sprach, konnte kein Burgtheaterbesucher mehr zweifeln, daß der italienische Autor nach jener Gegend zuständig sei, durch die die Besucher Venedigs unbedingt müssen, wenn sie nach Wien gelangen wollen . . . Nun, wie gesagt, die italienische Verwicklung wäre zu vermeiden gewesen. Was aber bedeutet sie gegenüber der europäischen Gefahr, die das Stück des Herrn Lothar heraufbeschworen hat? Eine Theaternotiz meldet: »Die jüngste Novität des Burgtheaters, das Lustspiel ‚Die große Gemeinde' von Leopold Lipschütz und Rudolf Lothar ist auch schon vom königlichen Schauspielhause in Berlin zur Aufführung angenommen. Ferner wurde diese Novität bereits ins Italienische und ins Spanische übersetzt. Als Schauplatz der Handlung ist bekanntlich Italien gedacht. Aber in der italienischen Übersetzung ist der Schauplatz nach Spanien verlegt und die Bearbeitung für die spanischen Bühnen läßt das Stück in Portugal spielen«. Herr Lothar haust auf der europäischen Landkarte wie Napoleon. Er annektiert Italien, unter-

wirft Preußen, tritt Portugal an Spanien ab, verlegt Schauplätze, teilt Königreiche, steckt natürlich Kronen ein, und findet zwischen alldem noch Zeit, durch Künste des Friedens, wie das Schmieren von Libretti, Rezensieren, Interviewen, Dampfplaudern, Vorträge halten etc. Europa seine Unentbehrlichkeit zu beweisen. Was sagen England und Rußland dazu? Noch haben sie ihren Beitritt zur »Großen Gemeinde« nicht ausdrücklich erklärt. Geduld, auch nach diesen Reichen langt schon die Unersättlichkeit des großen Eroberers, und plötzlich wird Charkow bei Edinburgh und Glasgow bei Petersburg liegen . . . Ein Trost ist, daß Venedig noch immer in Wien liegt, — wiewohl das Werk des Battistini nun endlich auch ins Italienische übersetzt wurde. Bald wird er so berühmt sein wie Rudolf Lothar selbst, dessen »König Harlekin« ja auch die alten europäischen Dynastien ins Wanken gebracht hat. Hat nicht der Pariser ‚Figaro' seinen Rudolphe Lothar ausdrücklich als einen der größten Dramatiker der Weltliteratur anerkannt? Erst neulich war in einem Berliner Blatt die folgende Ankündigung eines Sensationsschmarrns zu lesen: »— der deutsche Bearbeiter, Dr. Rudolf Lothar, führt selbst die Regie. Lothar ist für Berlin kein Fremder, seine Stücke ‚Königsidyll' und ‚Frauenlob' wurden hier am Königlichen Schauspielhause aufgeführt, sein ‚König Harlekin', der mit dreitausend Aufführungen das meistgespielte deutsche Stück der letzten Literaturepochen ist, am Deutschen Theater anläßlich des Gastspieles des Deutschen Volkstheaters«. Ob der königliche Lothar wirklich dreitausend Aufführungen gezählt hat, mag ja zweifelhaft sein. Da die Literaturepochen, die auf ihn stolz sind, keine reinen Epochen, sondern sogenannte Mischepochen sind (in denen mit Übertreibungen gearbeitet wird), ist eine nachträgliche Feststellung nicht leicht möglich. Sicher ist, daß der »König Harlekin« aus dem Hethitischen in alle Sprachen übersetzt worden ist und daß es zwischen Island und Jassy keinen guten Europäer mehr gibt, der nicht schon von Rudolf Lothar gehört hätte. Es sind Deutsche, Franzosen, Italiener — ja, auch Italiener — und sogar Slaven, die sich um die Popularisierung eines Werkes bemüht haben, das seinen zungenfertigen Schöpfer so ziemlich in allen gangbaren Tonarten preist: vom Harlekin über den arlequin und arlecchino bis zu dem schwer aussprechbaren, aber darum nicht weniger beliebten König Arlekin.

BATTISTINI.

März 1907

Rudolf Lothar entwickelt sich zu einer Verlegenheit der europäischen Diplomatie. Just in eine Zeit, in der wir mit Italien auf gespanntem Fuß stehen, fällt sein Versuch, eine dramatische Originalarbeit auf dem Umweg über die italienische Literatur in das Burgtheater zu kontrebandieren, also ein Stück bloß deshalb, weil es nicht deutsch geschrieben ist, für ein fremdsprachiges Werk auszugeben. Es ist noch sehr fraglich, ob uns die Verbindung, die Herr Lothar mit Herrn Lipschütz eingegangen ist, hinreichend entschädigen könnte, wenn der Dreibund wirklich flöten ginge. Dazu kommt, daß Herr Lothar für seine Verdienste um die italienische Literatur eben den Titel »Cavaliere« erhalten hatte, als die Nachricht kam, daß der Herr Battistini, den er nun schon zum zweitenmal übersetzt hat, zwischen Pontebba und Palermo nicht existiere und daß sich hinter diesem Pseudonym niemand geringer als Herr Lothar selbst verberge, hinter dem sich bekanntlich wieder ein gewisser Spitzer verbirgt. Dieses Versteckenspiel wurde zwar am Tage vor der Première der »Großen Gemeinde« im Burgtheater aufgedeckt, aber immerhin erst nachdem Herr Lothar bereits Cavaliere geworden war. Da trotz allem Chauvinismus nicht anzunehmen ist, daß die italienische Regierung bloß dafür, daß ein Schriftsteller nicht deutsch kann, Titel und Würden verleiht, so wird sie wohl die Verdienste des Herrn Lothar um die italienische Literatur einer nachträglichen Revision unterziehen und für die falsche Ausfüllung des literarischen Meldzettels Aufklärung verlangen. Die italienische Regierung, die ohnehin mit dem fortwährend speienden Vesuv das größte Gefrett hat, wird ihm den Anblick eines Cavaliere Spitzer nicht leichtfertig bieten, wenn der gesuchte Battistini nicht doch endlich zur Stelle geschafft werden sollte. Denn daß Herr Lothar tatsächlich einmal den Cäsare Borgia dramatisiert hat, ist weniger ein Verdienst, als ein Grund zur Ausweisung. Soweit also unser Verhältnis zu Italien in Betracht kommt, hätte man einem Hoftheaterdirektor mehr diplomatischen Takt gewünscht: er, der ohnehin eine ganze Saison lang im »Glashaus« sitzt, mußte den Battistini weder annehmen noch sich am Tage vor der Première von Herrn Lothar zu der Erklärung »ermächtigen« lassen, daß der Battistini kein Italiener, sondern bloß die aus zwei Wiener Nullen zusammengesetzte Einheit sei. Dieser Enthüllung hätte es gewiß nicht bedurft, da ja auch Herr Gabor Steiner in den weitesten Kreisen nicht mehr für den Erbauer jenes Venedig gehalten wird, dessen Palazzi sich neben der Konkurrenz des Riesenrades so schwer behaupten können, da selbst dem Ben Tiber niemand ernsthaft zutraut, daß er in der Gegend der Abruzzen entspringe, und da der gebildete Wiener sogar das Colosseum von dem römischen Gebäude gleichen Namens unterscheiden gelernt hat. In dem Augenblick, als eine der Gestalten Battistini's das erlösende Wort »Kunststück!« sprach, konnte kein Burgtheaterbesucher mehr zweifeln, daß der italienische Autor nach jener Gegend zuständig sei, durch die die Besucher Venedigs unbedingt müssen, wenn sie nach Wien gelangen wollen ... Nun, wie gesagt, die italienische Verwicklung wäre zu vermeiden gewesen. Was aber bedeutet sie gegenüber der europäischen Gefahr, die das Stück des Herrn Lothar heraufbeschworen hat? Eine Theaternotiz meldet: »Die jüngste Novität des Burgtheaters, das Lustspiel ‚Die große Gemeinde' von Leopold Lipschütz und Rudolf Lothar ist auch schon vom königlichen Schauspielhause in Berlin zur Aufführung angenommen. Ferner wurde diese Novität bereits ins Italienische und ins Spanische übersetzt. Als Schauplatz der Handlung ist bekanntlich Italien gedacht. Aber in der italienischen Übersetzung ist der Schauplatz nach Spanien verlegt und die Bearbeitung für die spanischen Bühnen läßt das Stück in Portugal spielen«. Herr Lothar haust auf der europäischen Landkarte wie Napoleon. Er annektiert Italien, unter-

wirft Preußen, tritt Portugal an Spanien ab, verlegt Schauplätze, teilt Königreiche, steckt natürlich Kronen ein, und findet zwischen alldem noch Zeit, durch Künste des Friedens, wie das Schmieren von Libretti, Rezensieren, Interviewen, Dampfplaudern, Vorträge halten etc. Europa seine Unentbehrlichkeit zu beweisen. Was sagen England und Rußland dazu? Noch haben sie ihren Beitritt zur »Großen Gemeinde« nicht ausdrücklich erklärt. Geduld, auch nach diesen Reichen langt schon die Unersättlichkeit des großen Eroberers, und plötzlich wird Charkow bei Edinburgh und Glasgow bei Petersburg liegen . . . Ein Trost ist, daß Venedig noch immer in Wien liegt, — wiewohl das Werk des Battistini nun endlich auch ins Italienische übersetzt würde. Bald wird er so berühmt sein wie Rudolf Lothar selbst, dessen »König Harlekin« ja auch die alten europäischen Dynastien ins Wanken gebracht hat. Hat nicht der Pariser ‚Figaro' seinen Rudolphe Lothar ausdrücklich als einen der größten Dramatiker der Weltliteratur anerkannt? Erst neulich war in einem Berliner Blatt die folgende Ankündigung eines Sensationsschmarrns zu lesen: »— der deutsche Bearbeiter, Dr. Rudolf Lothar, führt selbst die Regie. Lothar ist für Berlin kein Fremder, seine Stücke ‚Königsidyll' und ‚Frauenlob' wurden hier am Königlichen Schauspielhause aufgeführt, sein ‚König Harlekin', der mit dreitausend Aufführungen das meistgespielte deutsche Stück der letzten Literaturepochen ist, am Deutschen Theater anläßlich des Gastspieles des Deutschen Volkstheaters«. Ob der königliche Lothar wirklich dreitausend Aufführungen gezählt hat, mag ja zweifelhaft sein. Da die Literaturepochen, die auf ihn stolz sind, keine reinen Epochen, sondern sogenannte Mischepochen sind (in denen mit Übertreibungen gearbeitet wird), ist eine nachträgliche Feststellung nicht leicht möglich. Sicher ist, daß der »König Harlekin« aus dem Hethitischen in alle Sprachen übersetzt worden ist und daß es zwischen Island und Jassy keinen guten Europäer mehr gibt, der nicht schon von Rudolf Lothar gehört hätte. Es sind Deutsche, Franzosen, Italiener — ja, auch Italiener — und sogar Slaven, die sich um die Popularisierung eines Werkes bemüht haben, das seinen zungenfertigen Schöpfer so ziemlich in allen gangbaren Tonarten preist: vom Harlekin über den arlequin und arlecchino bis zu dem schwer aussprechbaren, aber darum nicht weniger beliebten König Arlekin.

DIE FACKEL

NR. 180—181 WIEN, 6. MAI 1905 VII. JAHR

DER FÄULNISPROZESS DER ‚ZEIT'.

Isidor Wilhelm Tell lebte still und harmlos. Sein Geschoß war auf des Waldes Tiere nur gerichtet. Er war »in den angenehmsten Verhältnissen« aufgewachsen. »Mit vierundzwanzig Jahren hat er geheiratet und bis zu seinem fünfunddreißigsten Jahre ein glückliches Leben geführt«. Er »hatte keine Sorge und ein sehr schönes Einkommen.« Dieser sonnige Friede, über dem sich der Himmel des Hauses Hellmann wölbte, war nur von Jugend auf durch jenes Drachengift getrübt, das die »milchige« Denkart auch des liberalsten Abonnenten der ‚Neuen Freien Presse' zu verwandeln imstande ist: durch die österreichische Korruption. Andere junge Leute in diesem Lebenskreise leiden an den Folgen von Ausschweifungen. Isidor hat »seit seiner Jugend an dem über unserem Vaterlande lastenden Fluch der Korruption gelitten«. Patient wandte sich, wie er unter immer wachsender Teilnahme des Auditoriums erzählt, an Dr. Adolf Fischhof, den Politiker, der vielfach brieflich ordinierte, trat eine Erholungsreise an und landete in Amerika, »wo gesündere Preßverhältnisse herrschen«. Amerika, du hast es besser, als unser Kontinent, das alte, hast keine Erpresser, höchstens besser bezahlte!... Herrn Singer's Zustand bessert sich in der Tat. Die Korruptionsbeschwerden haben aufgehört. Wir sehen ihn geheilt zurückkehren und das sozialpolitische Gewissen der Wiener Millionäre durch Revolverschüsse wecken. Herr Singer hat den Gedanken gefaßt, der österreichischen

Presse einen Spiegel vorzuhalten, ihr durch Gründung eines eigenen Blattes die Korruption in abschreckendster Gestalt vorzuführen. Er hat die ‚Zeit' geschaffen, und so oft das sozialpolitische Gewissen der Millionäre bei der Lektüre des Blattes einschläft, geht er hin und weckt es ~~durch neuerliche Revolverschüsse~~. Wär' er besonnen, hieß er nicht der Tell. Darum begibt er sich am Abend, bevor ein Artikel gegen die Korruption erscheint, in eine hohle Gasse. Es ist die Fichtegasse, wo der ~~alte~~ Gutmann sein Comptoir hat, eine ohnedies unwirtliche Gegend, in der schon die Redaktion der ‚Neuen Freien Presse' etabliert ist. Hier kommen allerlei Journalisten vorbei, jeder treibt sich an dem andern rasch und fremd vorüber, hier geht der düstere Räuber und der heitre Spielmann, Herr Benedikt und Herr St—g; die Bank, die hier dem Wanderer zur kurzen Ruh bereitet ist, wird darum mit Recht die »Bank von Stein« genannt. Auf die will sich nun Herr Singer setzen. Die Gelegenheit ist günstig. Was blinkt durch die Nacht? »Komm du hervor, du Bringer bittrer Schmerzen, mein teures Kleinod jetzt, mein höchster Schatz — ein Ziel will ich dir geben, das bis jetzt der frommen Bitte undurchdringlich war — doch dir soll es nicht widerstehn«. Heute will Herr Singer den Meisterschuß tun und das Beste sich im ganzen Umkreis des Schottenrings gewinnen. Er lauert auf ein edles Wild, das bereits telephonisch aufgescheucht ist. Halloh, halloh — ~~klingt der neueste~~ Jagdruf. Läßt sich's der Jäger nicht verdrießen, Tage lang umher zu streifen, um armselige Pauschalien zu erjagen: hier gilt es einen köstlicheren Preis. Prioritätsaktien! Und schon erklingt Herrn Kanner's Frage: »Hat David v. Gutmann gezahlt?« Worauf aus Wilhelm Tell die bekannte Antwort zitiert wird: »Nu, hat er gezahlt?«...

Dies Präludium zur Schiller-Feier ward neulich im Wiener Schwurgerichtssaal aufgeführt. Der Angeklagte war diesmal wirklich der Angeklagte. Und

wußte nur einen mildernden Umstand für sich geltend zu machen: Wär ich besonnen, hieß ich nicht der Isidor Singer. Kläglicheres hat sich in der Wiener Öffentlichkeit seit langem nicht abgespielt. Seit dem großen Zivilprozeß nicht, der die Übersetzung des Fremdwortes »Sozialpolitik« in das deutsche Wort »Ausbeutung« ermöglicht hat. Nun ward auch das schäbige Inkognito antikorruptionistischer Gesinnung gelüftet; aber hier ist die deutsche Sprache zu arm, als daß sich aus den Niederungen ethischer Mesquinerie der entsprechende Ausdruck holen ließe. Damals, als man den journalistischen Freak schon im Verrecken wähnte, empfand ich es als ein Erlebnis von tragischem Humor, von einer aufrüttelnden Wirkung des Kontrastes: Ich predige der Publizistik Moral, und meine Lehre macht sich die Häßlichkeit zunutze, und entblößt, da keiner sie mag, ihre Scham: »Seht her, ich bin anständig!« Aber heute wissen wir auch, daß die runzlige Vettel, die drauf pocht, daß sie für Geld nicht zu haben sei, unanständiger ist, als ihre genußreicheren Mitschwestern. Zu talentlos ist sie, um sich Abwechslung schaffen und Einzelwünschen dienen zu können, deren Fülle doch wenigstens die Möglichkeit bietet, auch dem eigenen Sexualwillen zu dienen. Sie verlangt, ausgehalten zu werden. Sie ist die geborene Maitresse, deren Unmoral in der Treue gegen ihren Besitzer besteht. Nun ist das kolossale Unvermögen, das die Herren Singer und Kanner in die ‚Zeit' gesteckt haben, verbraucht wie die Millionen ihrer perversen Aushälter, und die Unbefriedigten, die ein dunkler Drang zu der reizlosesten Konkubine zog, treibt der Ekel von hinnen... Indes, ich fürchte, daß die Anwendung der Geschlechtsterminologie auf die journalistische Prostitution selbst von den prüdesten Philistern als Entweihung empfunden werden könnte. Auch das Handwerk der Straßenräuber möchte ich nicht gern herabsetzen. Darum sage ich ohne Umschweife: Die anderen Blätter

wollen bestochen, die ‚Zeit' wollte »gegründet« sein.

Noch nie sind Sozialpolitik und Ausbeutung, Korruption und ihre Bekämpfung in einen gelungeneren Kausalnexus gebracht worden. Man gebe uns Geld, die Korruption zu bekämpfen! Sonst bekämpfen wir die Korruption derer, die uns kein Geld geben. Wir nehmen keine Schweiggelder, wir wollen nur unsern Lebensunterhalt. Daß wir bestehen, ist eine österreichische Notwendigkeit, wir müssen die Korruption bekämpfen, und dafür, daß auch die korrupt sind, die uns nicht erhalten wollen, können wir nichts... Seit die Menschheit mit Druckerschwärze beschmiert, seit Meinung als Ware verhandelt wird, hat man ein Kuriosum wie jenen Abendbesuch eines Wiener Zeitungsadministrators bei dem Chef des Hauses, dessen Ehre am andern Morgen angegriffen werden sollte, nicht erlebt. Herr Isidor Singer ist ganz gewiß kein Erpresser. Erpresser sind schlau. An diesem Isidor wird der Antisemitismus zuschanden. Wenn der israelitische Typus auch nur eine entfernte Ähnlichkeit mit Herrn Singer aufweist, muß ein Ernst Schneider als Schützer der übertölpelten Judenheit erstehen. Das bißchen mit den Händen reden kann den Haß nicht rechtfertigen. In den Händen dieses Herrn Singer liegt keine Überredungskraft. Er ist gewiß kein Erpresser. Er spricht auf einen Millionär ein, Ihr glaubt, er mache eine drohende Gebärde, und es ist bloß eine Unart. Herrn Kanner habe ich vielleicht unterschätzt, da ich seiner kleinen Gerissenheit — etwa von der Art, die durch das Mitwägen der Emballage übervorteilt — größere Schlechtigkeiten nicht zutrauen wollte. Aber im Fall Gutmann läßt sich ihm nichts anderes nachweisen, als daß er der Beschränktheit seines Compagnons die Zügel schießen ließ. Der Erpressungsparagraph meint die Erregung von Furcht, nicht von Mitleid, von gegründeten Besorgnissen, nicht von Heiterkeit. Herr David v. Gutmann sollte zwar zu einer Leistung verhalten werden, wurde zwar mit einem

Angriff auf die Ehre seines Hauses bedroht, aber Herr Singer wollte bloß die ihm über den Herrenhaushandel des Neffen mitgeteilten Tatsachen »verifizieren«. Der Artikel wurde zwar angekündigt, aber mit keinem Wort die Möglichkeit seiner Unterdrückung erwähnt, mit keinem Wort an die alte Sehnsucht des Herrn Singer nach der Gutmann'schen Beteiligung gerührt. Daß der alte Gutmann Gedanken lesen konnte, ist nicht des Besuchers Schuld, daß er über den unausgesprochenen Wunsch nach Geld und über den ausgesprochenen Wunsch nach einer »Information« in gute Laune versetzt ward, exkulpiert Herrn Singer zur Gänze. Wollte man hier von Erpressung sprechen, müßte man folgerichtig der Ansicht sein, daß der Schnorrer, den der Protz hinauswerfen läßt, weil er ihm »das Herz bricht«, wegen Körperverletzung angeklagt werden könnte. Herr v. Gutmann fühlte jedenfalls, daß ein Angriff, der das Motiv der Rachsucht so unverhüllt zur Schau trägt und durch die Vorschwindelung antikorruptionistischer Gesinnung den Abscheu vor seinen Urhebern verstärkt, nicht schaden könne. Er hätte ihn, um sich und seinem Hause Ruhe zu schaffen, wohl nach dem üblichen Tarif gekauft. Aber die Riesensumme, die zur Sanierung der ‚Zeit' notwendig war und zu deren Leistung er so oft schon telephonisch, schriftlich, persönlich gepreßt wurde, zu zahlen, war er auch unter dem Damoklesschwert der publizistischen Ungnade nicht willig. Drückte seine Brieftasche an die Brust und anerkannte die Unabhängigkeit der ‚Zeit'... Herr Singer ging informiert und unbestochen von dannen. Herr v. Gutmann hatte ihm in entgegenkommendster Weise die Freiheit seiner Entschließungen gewahrt. Die ‚Zeit' hatte die schwerste Probe ihrer Unbeeinflußbarkeit bestanden: noch am Abend konnte ihr Herausgeber mit Herrn v. Gutmann verkehren, ihm einen Angriff ankündigen, und am nächsten Morgen stand der Angriff, ohne daß

der geringste Versuch ihn zu verhindern gewagt wurde, im Blatt . . . Eine Frage ist in der Gerichtsverhandlung an Herrn Singer nicht gestellt worden: ob der aus antikorruptionistischer Gesinnung erflossene Artikel über den Herrenhausschacher abgedruckt, Tells Geschoß abgedrückt worden wäre, wenn der alte Gutmann den Informationsbedürftigen wie folgt bedient hätte: »Herr Singer, Sie haben sich vergewissern wollen, ob die Ihnen über meinen Neffen mitgeteilten Tatsachen richtig sind. Sie sind ein gewissenhafter Mann, ein vorsichtiger Mann. Aber ich, Herr Singer, bin auch ein vorsichtiger Mann. Was soll ich Ihnen sagen? Sie wissen schon. Also geben Sie heraus die Prioritätsaktien!«

Wäre die Herrenhausaffaire, die die ‚Zeit' Herrn Max v. Gutmann aufgebracht hat, ebenso verschwiegen worden wie der ihr lange vorher bekannt gewordene Korruptionsantrag, der ihrem Geldgeber Riedel gemacht wurde, oder wäre der Fall Gutmann so prompt der Diskussion entzogen worden wie der Fall Mauthner nachträglich aus ihr verschwand, wir wären um ein Kapital an Erkenntnis ärmer. Was wir aus jener rasch beendeten Gerichtsverhandlung, was wir aus ihrem publizistischen Nachspiel lernten, schafft uns die endgiltige Beruhigung über die Lebensfähigkeit einer Generation, in der die Dummheit die Schlechtigkeit paralysiert. Eine Publizistik, die ihre Preise nicht um einen Heller höher ansetzt als die Korruption, die sie zu bekämpfen vorgibt, hat sich jedes Anspruchs auf Fürchterlichkeit begeben. Die Summe, um die man angeblich unter der Regierung Koerber Herrenhaussitze kaufen konnte, hatte die ‚Zeit' — angeblich — von einem verstorbenen Mitglied der Familie Gutmann zu fordern, und die Gelder, die im Ordensverschleiß tatsächlich vereinnahmt, der Habgier der österreichischen Korruptionspresse und der Eitelkeit eines Ministers geopfert wurden, hätten den Bestand des anti-

korruptionistischen Unternehmens der Herren Singer und Kanner gesichert. Und damit auch die kulturelle Vervollkommnung der westlich von Galatz gelegenen Königreiche und Länder. So kurz das Vergnügen war, das uns der Kampf der journalistischen mit der ministeriellen Moral vor dem Schwurgericht gewährte, so dankbar müssen wir dafür sein. Die journalistische Moral, die nie ohne Waffe ausgeht, ist dennoch unterlegen. Die Regierung bedroht den Staatsbürger, der Geld geben will, mit einem Orden, also mit einem Angriff auf die Ehre. Solchem Nachteil kann aber jeder entgehen, der sich entschließt, kein Geld zu geben. Anders die Zeitung. Sie bedroht den Staatsbürger, der kein Geld geben will, mit einem Angriff auf die Ehre. Diese Konkurrenz zweier Bedränger verdoppelt die Zwangslage des Betroffenen. Gibt er der Regierung das Geld, so wird er in der öffentlichen Meinung nicht nur durch eine Auszeichnung, sondern auch durch einen Angriff der ‚Zeit' herabgesetzt. Zudringlicher ist ja die Regierung. Sie schickt dem Mann, von dem sie Geld will, Agenten ins Haus, läßt ihn auf der Straße, im Theater, im Pissoir ansprechen. So wie einem einst an allen Ecken die Frage begegnete: »Kauen Sie schon Rizzi?«, so tönt es in einem wohlgeordneten Staate, der das Glück seiner Bürger begründen will, allerorten: »Haben Sie schon den Franz Josephs-Orden?« Viel vornehmer und viel diskreter vollzieht sich der Verkehr zwischen der ‚Zeit' und jenem Privatmann, dem sie einen Angriff zugedacht hat. Vor allem scheint ihr nicht jeder, bei dem sie eine volle Geldbörse vermutet, hiezu geeignet. Sie »informiert« sich. Sie prüft die Würdigkeit und verkauft nur auf Grund alter Bekanntschaft ihre Ungunst...

In dem Zwielicht zwischen Erpressung und Dummheit, in dem moralischen Dunst aus Entrüstung und Prioritätsaktien, in jenem Gemauschel eines Kato-

nismus, der die Korruption mit Hilfe seiner »einflußreichen Beziehungen« bekämpft, kurz in jenen flüchtigen Stimmungen, die die Gerichtsverhandlung brachte, ist die Wesensart unserer Helden nicht allen Zeichendeutern der ‚Zeit' aufgegangen. Erst das Nachspiel, das dem kostbaren »Freispruch« folgte: das Triumphgeheul, das sie anschlugen, die Fälschung des Gerichtssaalberichts, die Danksagung, welche sie an die ihr Wirken segnenden Völker Österreichs richteten, die Empfänglichkeit für günstige »Preßstimmen«, die Unempfindlichkeit für Fußtritte, die groteske Verwechslung ministerieller Korruption mit der eigenen Integrität — all dies brachte auch jenen Lesern Klarheit, die bloß den Kläger Gutmann durch die Zurückziehung der Beleidigungsklage und nicht die ‚Zeit' durch die Aussagen der Angestellten des Hauses Gutmann kompromittiert sahen. Wer aber auch jetzt noch die Gesinnungsschäbigkeit für eine Waffe im Kampf um die gute Sache gehalten hatte, der mußte schaudernd gewahren, daß sie Selbstzweck sei, als sich die ‚Zeit' an dem Privatleben jener Männer rächte, die ihr in der ‚Arbeiterzeitung' die Wahrheit gesagt hatten. Noch nie vielleicht hat eine »Enthüllung« schmerzlicher den Charakter des Enthüllenden enthüllt als jene, mit der die ‚Zeit' die Herren Viktor Adler und Pernerstorfer unmöglich zu machen hoffte. Die ‚Arbeiterzeitung' hat gefunden, daß Herrn Singer's Abendbesuch bei Gutmanns den publizistischen Anstandsformen nicht entspreche, daß es taktlos sei, so spät am Abend zu erpressen. Diesen Tadel entkräftet Herr Singer mit der Behauptung, er habe seinerzeit herhalten müssen, »so oft es galt, eine Kollekte zu veranstalten, um Herrn Pernerstorfer aus seinen periodisch wiederkehrenden Geldkalamitäten zu befreien«; und für Herrn Dr. Adler, der in einer der schwierigsten Situationen seines Lebens war, habe er einmal »getan, was dieser seiner eigenen Familie und seinen engeren

Freunden nicht zumuten zu dürfen glaubte.« Man faßt es nicht, daß es wirklich gedruckt stehe; daß das verhärtetste Protzenherz fähig sei, solchem Empfinden ungescheut Ausdruck zu geben. Aber da einem gerade der Ekel das Wasser in den Mund treibt, kommt die Aufklärung der der Armut bezichtigten Herren und alle Mißempfindung wandelt sich in Heiterkeit über diesen selbst zum echten Protzentum unfähigen Herrn Singer, der wenigstens den Standpunkt der Millionäre einnehmen möchte, wenn er schon ihr Geld nicht kriegt, und dem man mit einer goldenen Uhrkette mehr imponieren kann als mit einem integren Vorleben. Nach der Aufklärung der Herren Dr. Adler und Pernerstorfer hätte man Herrn Singer eine weniger komplizierte Schäbigkeit zugetraut. Da er nämlich — zu einer Zeit, als er noch »Sozialpolitiker« war — Herrn Dr. Adler das unerhörte Opfer gebracht hat, für ihn zu »garantieren«, und Herrn Pernerstorfer auch nichts gegeben hat, hätte man von ihm billiger Weise die Enthüllung erwarten können, daß die ‚Arbeiterzeitung' schimpfe, weil ihre Leiter — vor fünfzehn Jahren und nicht am Abend vorher — von ihm kein Geld bekommen haben. Zu einem solchen Bekenntnis ist aber ein Isidor Singer nicht zu haben. Die Ehre seines Hauses erfordert es, bloß davon zu sprechen, daß er einmal um ein Darlehen angegangen wurde. Schon die Bitte der Herren, nicht deren Erfüllung, legt ihnen nach seiner Ansicht die Pflicht der Dankbarkeit für alle Zeiten auf. Nun ist es zwar richtig, daß Herr Singer das Haus Gutmann, an dessen finanzielle Gefälligkeit er so oft vergebens appelliert hatte, nie hätte angreifen dürfen. Aber mit der Verpflichtung der Herren von der ‚Arbeiter-Zeitung' dem Herrn Singer gegenüber steht es ein wenig anders. Daß Herr Singer die »Dankbarkeit« zum Stillschweigen über öffentliche Korruption verhalten möchte, macht seinem Talent zum Zeitungsherausgeber alle Ehre. Aber Fleißaufgabe ist es, sich auch der nicht

empfangenen Wohltat dankbar zu erinnern. Leider vergißt Herr Singer, daß bloß er und nicht der abgewiesene Bittsteller eine Pflicht verletzt hat. Man muß es Leuten seines Schlages denn doch einmal gründlich sagen, daß sie Unrecht tun, sich das Geldgeben als ein Verdienst anzurechnen. Herr Singer war im Kreise der Sozialpolitiker geduldet, und es ist nur natürlich, daß er, da man nicht sein Können der guten Sache dienstbar machen konnte, mit seinem Vermögen herangezogen wurde. Wozu wäre er denn sonst auf der Welt? Der Unbegabte muß sich der Ehre, mit den Höherorganisierten verkehren zu dürfen, in seiner Weise würdig machen. Das ist das Opfer, welches die Geselligkeit zwischen Künstlern und Philistern ermöglicht, das Schmarotzen der Eitelkeit an politischen Bestrebungen erträglich macht. Herr Singer versündigt sich gegen seine Naturbestimmung. Er wird jetzt ~~seit Jahren~~ in Zusammenhang mit Geldsummen gebracht, die er nicht gibt, sondern nimmt, und wird nicht nur dort grob, wo er nichts bekommt, sondern auch dort, wo er nichts gibt...

Ein Leben, das aus der Schule des alten Fischhof in das Comptoir des alten Gutmann führt und in dem als einzige Aktiva die Passiva einer Wochenschrift in der Höhe von 368.000 Kronen gebucht sind, ward in ~~flüchtiger~~ Gerichtstagung aufgerollt. Das war mehr, als sich der Kläger gewünscht hatte. Schließlich brauchte er ja zu seiner persönlichen Rehabilitierung nichts als die eidliche Aussage des früheren Ministerpräsidenten. Überflüssiger- und unvorsichtigerweise hatte er die Klage angekündigt; daß er sie anstrengte, war notwendig. Aber es galt bloß einen strafrechtlichen Feststellungsprozeß zu führen, die Gelegenheit des Schwurgerichts zum Beweise der Unstichhältigkeit des ehrenrührigen Vorwurfs zu benützen. Nur die Urteilslosen brauchen ein Urteil, um eine Schuld zu erkennen; nur die von der Heiligkeit

eines Gerichtsspruchs durchdrungenen Tröpfe können dem Kläger die Zurückziehung der Klage als »Flucht aus dem Gerichtssaal« ankreiden. Der Wahrheitsbeweis der Angeklagten war vollständig mißlungen, das Motiv ihres Angriffs mit erschreckender Deutlichkeit bloßgelegt. Vielleicht hätte man wünschen können, daß die Zeugen in umgekehrter Folge aussagten: zuerst die Beamten des angeschnorrten Hauses Gutmann über Herrn Singer's Männerstolz vor Kohlenkönigsthronen und dann Herr v. Koerber über die Unwahrheit der Herrenhausgeschichte. Nach der Aussage des Ministers hätte der Verzicht auf die Fortsetzung des Prozesses dekorativer gewirkt. Diese Erhöhung des Effekts war vermutlich aus prozeßtechnischen Gründen nicht zu erzielen. Um welcher Erwartungen willen hätte aber der Kläger nach der Rehabilitierung seiner Person und nach der Kompromittierung seiner Angreifer die Verhandlung fortsetzen lassen sollen? War es seine Pflicht, das Koerber'sche Regime gegen den Vorwurf der Korruption zu verteidigen? Konnte ihm wirklich zugemutet werden, die tausend Enthüllungen aus der Nobilitierungs- und Dekorierungswerkstatt über sich ergehen zu lassen, mit denen die ‚Zeit' trotz dem Widerstreben des Vorsitzenden ihren guten Glauben zu beweisen gesucht hätte? War's Furcht vor dem Ausgang, die ihn zum Rücktritt bewog, so war sie begründet. In der praktischen Lebensanschauung der Volksrichter begründet, die zwar einem Publizisten gefährlich werden kann, der in idealer Absicht öffentliche Angelegenheiten erörtert, sich also »in Dinge mischt, die ihn nichts angehen«, aber ~~vielleicht~~ einem Zeitungsgeschäftsmann, den der Gram über die Zurückweisung seiner Aktien zu einem verzweifelten Angriff trieb und der selbstverständlich »für Weib und Kind zu sorgen hat«, die Wahrnehmung berechtigter Interessen zubilligt. Drei Gemischtwarenhändler und zwei Fleischhauer saßen auf der Geschwornenbank. Männer, denen man gewiß gerecht

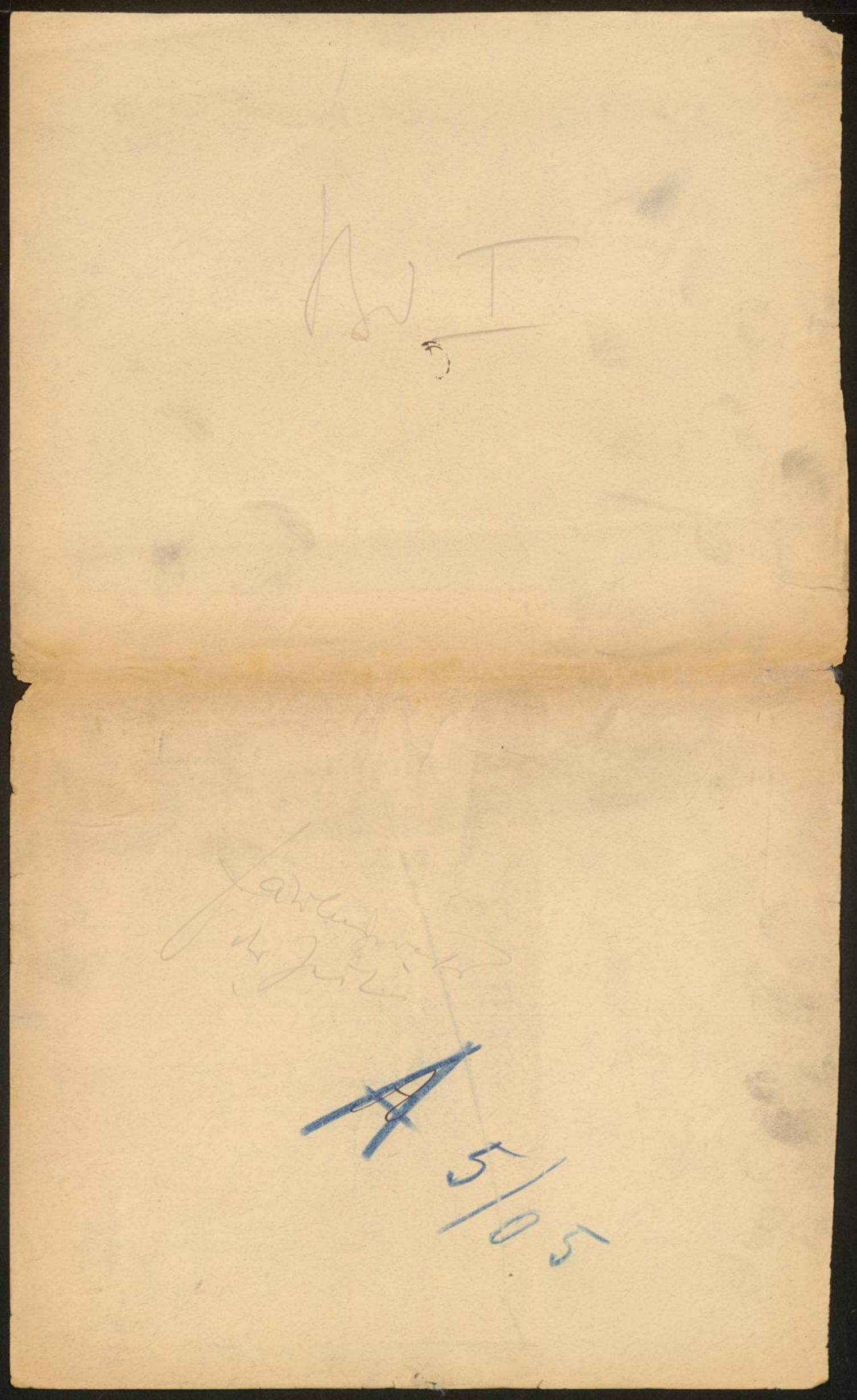
wird, wenn man sie »ehrsam« nennt. Aber über welch entlegene Materien des Lebens sollten sie sich eine Meinung gebildet haben! Wir besitzen eine Geschwornenjustiz in Sachen der Preßbeleidigung. Freuen wir uns dieser freiheitlichen Errungenschaft! Bedienen wir uns ihrer bis zum Verdikt und lassen wir es uns an den Feststellungen des Gerichtshofs genügen. Ein Freispruch der ‚Zeit' hätte die Ehre des Klägers, die durch das Beweisverfahren rehabilitiert war, gefährdet, der Preßkorruption, die durch das Beweisverfahren verurteilt war, zu Ehren verholfen. Die Verurteilung der ‚Zeit' hätte uns keine neue Erkenntnis vermittelt. Weder von der käuflichen Gunst einer verflossenen Regierung noch von der einer bestehenden Zeitung. Und angesichts der bestraften Ehrenbeleidigung wäre die Straflosigkeit eines Abendbesuchs, wie er mit ähnlicher Ungeniertheit wohl noch nie gewagt wurde, nur umso schmerzlicher fühlbar gewesen.

MEINE TÄTIGKEIT IM LANDESAUSSCHUSS*).

Von **Joseph Schöffel.**

Im Jahre 1896 trat in den politischen Verhältnissen Niederösterreichs eine vollständige Umwälzung

*) In einigen Wochen wird der Sumpf der österreichischen Politik aufklatschen. Joseph Schöffel's Memoiren gelangen auf den Büchermarkt. Der Fülle hochinteressanten Stoffes und prachtvoll lebendigster Gestaltung — Kürnberger's Worte über den jungen Kämpfer haben noch heute Geltung — ist das folgende Kapitel, das letzte des Werkes, entnommen, das ich dank der Freundlichkeit des Autors schon aus dem Manuskript veröffentlichen kann. Das umfangreiche Werk wird im Verlage Jahoda & Siegel, Wien, erscheinen. Anm. d. Herausgebers.



DER FÄULNISPROZESS DER ‚ZEIT'*)

Mai 1905

Isidor Wilhelm Tell lebte still und harmlos. Sein Geschoß war auf des Waldes Tiere nur gerichtet. Er war »in den angenehmsten Verhältnissen« aufgewachsen. »Mit vierundzwanzig Jahren« hat er »geheiratet und bis zu seinem fünfunddreißigsten Jahre ein glückliches Leben geführt.« Er »hatte keine Sorge und ein sehr schönes Einkommen«. Dieser sonnige Friede, über dem sich der Himmel des Hauses Hellmann wölbte, war aber von Jugend auf durch jenes Drachengift getrübt, das die milchige Denkart auch

*) Der Wiener Tageszeitung ‚Die Zeit', die sozialpolitische und antikorruptionistische Tendenzen verfolgt, war es trotz der Berufung auf die angebliche Zusage eines verstorbenen Herrn v. Gutmann nicht gelungen, die Teilhaber der Kohlenfirma Gebrüder Gutmann zur Abnahme ihrer Prioritätsaktien zu bewegen. In die Zeit dieser Bemühungen, ein notleidendes Unternehmen zu sanieren, fiel eine Publikation des Blattes, die den Titel- und Würdenschacher unter dem Regime Koerber besprach. Der Artikel, der auch Herrn Max Ritter v. Gutmann einen Handel um einen Herrenhaussitz unterschob, erschien am Tage nach einem Besuche, den der eine der beiden Herausgeber der ‚Zeit', der außerordentliche Universitätsprofessor Isidor Singer, dem Chef jener Großhandlung gemacht hatte, nach einem Besuche, der die Frage der Prioritätsaktien nicht mehr berührt, sondern lediglich der Absicht gedient hatte, sich über die Herrenhaus-Affäre an Ort und Stelle zu informieren . . . Herr Max v. Gutmann belangte die Herausgeber der ‚Zeit' wegen Ehrenbeleidigung und zog ~~im Prozeß~~ nachdem die Beweisführung die Unwahrheit des wider ihn erhobenen Vorwurfs ergeben hatte, die Klage zurück. Der Prozeß enthüllte die antikorruptionistischen Absichten der ‚Zeit', wie kurz vorher ein Zivilprozeß, den einer ihrer Redakteure gegen sie führte, ihre sozialpolitische Gesinnung enthüllt hatte.

des gläubigsten Abonnenten der ‚Neuen Freien Presse' zu verwandeln imstande ist: durch die österreichische Korruption. Andere junge Leute in diesem Lebenskreise leiden an den Folgen von Ausschweifungen. Isidor hat »seit seiner Jugend an dem über unserem Vaterlande lastenden Fluch der Korruption gelitten«. Patient wandte sich, wie er unter immer wachsender Teilnahme des Auditoriums erzählt, an Dr. Adolf Fischhof, den Politiker, der auch brieflich ordinierte, trat eine Erholungsreise an und landete in Amerika, »wo gesündere Preßverhältnisse herrschen«. Amerika, du hast es besser, als unser Kontinent, das alte, hast keine solchen Erpresser, höchstens ~~höher~~ bezahlte... Herrn Singers Zustand bessert sich in der Tat. Die Korruptionsbeschwerden haben aufgehört. Wir sehen ihn geheilt zurückkehren und das sozialpolitische Gewissen der Wiener Millionäre durch Revolverschüsse wecken. Herr Singer hat den Gedanken gefaßt, der österreichischen Presse einen Spiegel vorzuhalten, ihr durch Gründung eines eigenen Blattes die Korruption in ihrer abschreckendsten Gestalt vorzuführen. Er hat die ‚Zeit' geschaffen, und so oft das sozialpolitische Gewissen der Millionäre bei der Lektüre des Blattes einschläft, geht er hin und weckt es durch Schüsse. Wär' er besonnen, hieß er nicht der Tell. Darum begibt er sich am Abend, bevor ein Artikel gegen die Korruption erscheint, in eine hohle Gasse. Es ist die Fichtegasse, wo der Kohlen-Gutmann sein Comptoir hat, eine ohnedies unwirtliche Gegend, in der schon die Redaktion der ‚Neuen Freien Presse' etabliert ist. Hier kommen allerlei Journalisten vorbei, jeder treibt sich an dem andern rasch und fremd vorüber, hier geht der düstre Räuber und der heitre Spielmann, Herr Benedikt und seine Sonntagshumoristen; die Bank, die hier dem Wanderer zur kurzen Ruh bereitet ist, wird darum mit Recht die »Bank von Stein*)«

*) Ein österreichisches Gefängnis.

genannt. Auf die will sich nun Herr Singer setzen. Die Gelegenheit ist günstig. Was blinkt durch die Nacht? »Komm du hervor, du Bringer bittrer Schmerzen, mein teures Kleinod jetzt, mein höchster Schatz — ein Ziel will ich dir geben, das bis jetzt der frommen Bitte undurchdringlich war — doch dir soll es nicht widerstehn.« Heute will Singer den Meisterschuß tun und das Beste sich im ganzen Umkreis des Schottenrings gewinnen. Er lauert auf ein edles Wild, das bereits telephonisch aufgescheucht ist. Halloh, halloh! so scholl der Jagdruf. Läßt sichs der Jäger nicht verdrießen, tagelang umher zu streifen, um armselige Pauschalien zu erjagen: hier gilt es einen köstlicheren Preis. Prioritätsaktien! Und schon erklingt Herrn Kanners Frage: »Hat David v. Gutmann gezahlt?« Worauf aus Wilhelm Tell die bekannte Antwort zitiert wird: »Nu, hat er gezahlt?« ...

Dies Präludium zur Schiller-Feier ward neulich im Wiener Schwurgerichtssaal aufgeführt. Der Angeklagte war diesmal wirklich der Angeklagte. Und wußte nur einen mildernden Umstand für sich geltend zu machen: Wär' ich besonnen, hieß ich nicht der Isidor Singer. Kläglicheres hat sich in der Wiener Öffentlichkeit seit langem nicht abgespielt. Seit jenem großen Zivilprozeß nicht, der die Übersetzung des Fremdwortes »Sozialpolitik« in das deutsche Wort »Ausbeutung« ermöglicht hat. Nun ward auch das schäbige Inkognito antikorruptionistischer Gesinnung gelüftet: aber hier ist die deutsche Sprache zu arm, als daß sich aus den Niederungen ethischer Mesquinerie der entsprechende Ausdruck holen ließe. Damals, als man den journalistischen Freak schon im Verrecken wähnte, empfand ich es als ein Erlebnis von tragischem Humor, von einer aufrüttelnden Wirkung des Kontrastes: Ich predige der Publizistik Moral, und meine Lehre macht sich die Häßlichkeit zunutze, entblößt, da keiner sie mag, ihre Scham und ruft: »Seht her, ich bin anständig!«

Aber heute wissen wir auch, daß die runzlige Vettel, die drauf pochte, daß sie für Geld nicht zu haben sei, unanständiger ist, als ihre genußreicheren Mitschwestern. Zu talentlos ist sie, um sich Abwechslung zu schaffen und verbotenen Wünschen zu dienen, deren Fülle doch wenigstens die Möglichkeit bietet, auch dem eigenen Sexualwillen zu dienen. Sie verlangt, ausgehalten zu werden. Sie ist die geborene Maitresse, deren Unmoral in der Treue gegen den Besitzer besteht. Nun ist das kolossale Unvermögen, das die Herren Singer und Kanner in die ‚Zeit' gesteckt haben, verbraucht wie die Millionen ihrer perversen Aushälter, und die Unbefriedigten, die ein dunkler Drang zu der reizlosesten Konkubine zog, treibt der Ekel von hinnen . . . Indes, ich fürchte, daß die Anwendung der Geschlechtsterminologie auf die journalistische Prostitution selbst von den prüdesten Philistern als Entweihung empfunden werden könnte. Auch das Handwerk der Straßenräuber möchte ich nicht gern herabsetzen. Darum sage ich ohne Umschweife: Die anderen Blätter wollen bestochen, die ‚Zeit' wollte »gegründet« sein.

Noch nie sind Sozialpolitik und Ausbeutung, Korruption und ihre Bekämpfung in einen gelungeneren Kausalnexus gebracht worden. Man gebe uns Geld, die Korruption zu bekämpfen! Sonst bekämpfen wir die Korruption derer, die uns kein Geld geben. Wir nehmen keine Schweiggelder, wir wollen nur unsern Lebensunterhalt. Daß wir bestehen, ist eine österreichische Notwendigkeit: wir müssen die Korruption bekämpfen, und dafür, daß auch die korrupt sind, die uns nicht erhalten wollen, können wir nichts . . . Seit die Menschheit mit Druckerschwärze beschmiert, seit Meinung als Ware verhandelt wird, hat man ein Kuriosum wie jenen Abendbesuch eines Wiener Zeitungsadministrators bei dem Chef des Hauses, dessen Ehre am andern Morgen angegriffen werden sollte, nicht erlebt. Herr Isidor Singer ist ganz gewiß

—

kein Erpresser. Erpresser sind schlau. An diesem Isidor wird der Antisemitismus zuschanden. Wenn der israelitische Typus auch nur eine entfernte Ähnlichkeit mit Herrn Singer aufweist, muß ein Ernst Schneider als Schützer der übertölpelten Judenheit erstehen. Das bißchen mit den Händen reden kann den Haß nicht rechtfertigen. In den Händen dieses Herrn Singer liegt keine Überredungskraft. Nein, er ist kein Erpresser. Er spricht auf einen Millionär ein, Ihr glaubt, er mache eine drohende Geberde, und es ist bloß eine Unart. Herrn Kanner habe ich vielleicht unterschätzt, da ich seiner kleinen Gerissenheit — etwa von der Art, die durch das Mitwägen der Emballage übervorteilt — größere Schlechtigkeiten nicht zutrauen wollte. Aber im Fall Gutmann läßt sich ihm nichts anderes nachweisen, als daß er der Beschränktheit seines Kompagnons die Zügel schießen ließ. Der Erpressungsparagraph meint die Erregung von Furcht, nicht von Mitleid, von begründeten Besorgnissen, nicht von begründeter Heiterkeit. Herr David v. Gutmann sollte zwar zu einer Leistung verhalten werden, wurde zwar mit einem Angriff auf die Ehre seines Hauses bedroht, aber Herr Singer wollte bloß die ihm über den Herrenhaushandel des Neffen mitgeteilten Tatsachen »verifizieren«. Der Artikel wurde zwar angekündigt, aber mit keinem Worte die Möglichkeit seiner Unterdrückung erwähnt, mit keinem Wort die alte Sehnsucht des Herrn Singer nach einer Beteiligung des Herrn v. Gutmann an der Sanierung der ‚Zeit' berührt. Daß der alte Gutmann Gedanken lesen konnte, ist nicht des Besuchers Schuld; daß er über den unausgesprochenen Wunsch nach Geld und über den ausgesprochenen Wunsch nach einer »Information« in gute Laune versetzt wurde, exkulpiert Herrn Singer zur Gänze. Wollte man hier von Erpressung sprechen, müßte man folgerichtig der Ansicht sein, daß der Schnorrer, den der Protz hinauswerfen läßt, weil er ihm »das

Herz bricht«, wegen Körperverletzung anzuklagen wäre. Herr v. Gutmann fühlte jedenfalls, daß ein Angriff, der das Motiv der Rachsucht so unverhüllt zur Schau trägt und durch die Vorschwindelung antikorruptionistischer Gesinnung den Abscheu vor seinen Urhebern verstärkt, nicht schaden könne. Er hätte ihn, um sich und seinem Hause Ruhe zu schaffen, wohl nach dem üblichen Tarif gekauft. Aber die Riesensumme, die zur Sanierung der ‚Zeit' notwendig war und zu deren Leistung er so oft schon telephonisch, schriftlich, mündlich gepreßt wurde, zu zahlen, war er auch unter dem Damoklesschwert der publizistischen Ungnade nicht willig. Drückte seine Brieftasche an die Brust und anerkannte die Unabhängigkeit der ‚Zeit'. Herr Singer ging informiert und unbestochen von dannen. Herr v. Gutmann hatte ihm in entgegenkommendster Weise die Freiheit seiner Entschließungen gewahrt. Die ‚Zeit' hatte die schwerste Probe ihrer Unbeeinflußbarkeit bestanden: noch am Abend konnte ihr Herausgeber mit Herrn v. Gutmann verkehren, ihm einen Angriff ankündigen, und am nächsten Morgen stand der Angriff, ohne daß der geringste Versuch ihn zu verhindern gewagt wurde, im Blatt . . . Eine Frage ist in der Gerichtsverhandlung an Herrn Singer nicht gestellt worden: ob der aus antikorruptionistischer Gesinnung erflossene Artikel über den Herrenhausschacher auch abgedruckt, Tells Geschoß abgedrückt worden wäre, wenn der alte Gutmann den Informationsbedürftigen wie folgt bedient hätte: »Herr Singer, Sie haben sich vergewissern wollen, ob die Ihnen über meinen Neffen mitgeteilten Tatsachen richtig sind. Sie sind ein gewissenhafter Mann, ein vorsichtiger Mann. Aber ich, Herr Singer, bin auch ein vorsichtiger Mann. Was soll ich Ihnen sagen? Sie wissen schon. Also geben Sie heraus die Prioritätsaktien!«

Wäre die Herrenhausaffäre, die die ‚Zeit' Herrn Max v. Gutmann aufgebracht hat, ebenso verschwiegen

worden wie der ihr lange vorher bekannt gewordene Korruptionsantrag, der ihrem Geldgeber Riedel gemacht wurde, oder wäre der Fall Gutmann so prompt der Diskussion entzogen worden, wie der Fall Mauthner nachträglich aus ihr verschwand, wir wären um ein Kapital an Erkenntnis ärmer. Was wir aus jener rasch beendeten Gerichtsverhandlung, was wir aus ihrem publizistischem Nachspiel lernten, schafft uns die endgiltige Beruhigung über die Lebensfähigkeit einer Generation, in der die Dummheit die Schlechtigkeit paralysiert. Eine Publizistik, die ihre Preise nicht um einen Heller höher ansetzt als die Korruption, die sie zu bekämpfen vorgibt, hat sich jedes Anspruchs auf Fürchterlichkeit begeben. Die Summe, um die man angeblich unter der Regierung Koerber Herrenhaussitze kaufen konnte, hatte die ‚Zeit' — angeblich — von einem verstorbenen Mitglied der Familie Gutmann zu fordern, und die Gelder, die im Ordensverschleiß tatsächlich vereinnahmt, der Habgier der österreichischen Korruptionspresse und der Eitelkeit eines Ministers geopfert wurden, hätten den Bestand des antikorruptionistischen Unternehmens der Herren Singer und Kanner gesichert. Und damit auch die kulturelle Vervollkommnung der westlich von Galatz gelegenen Königreiche und Länder. So kurz das Vergnügen war, das uns der Kampf der journalistischen mit der ministeriellen Moral vor dem Schwurgericht gewährte, so dankbar müssen wir dafür sein. Die journalistische Moral, die nie ohne Waffe ausgeht, ist dennoch unterlegen. Die Regierung bedroht den Staatsbürger, der Geld geben will, mit einem Orden, also mit einem Angriff auf die Ehre. Solchem Nachteil kann aber jeder entgehen, der sich entschließt, kein Geld zu geben. Anders die Zeitung. Sie bedroht den Staatsbürger, der kein Geld geben will, mit einem Angriff auf die Ehre. Diese Konkurrenz zweier Bedränger verdoppelt die Zwangslage des Betroffenen. Gibt er der Regierung das Geld, so

wird er in der öffentlichen Meinung nicht nur durch eine Auszeichnung, sondern auch durch einen Angriff der ‚Zeit' herabgesetzt. Zudringlicher ist ja die Regierung. Sie schickt dem Mann, von dem sie Geld will, Agenten ins Haus, läßt ihn auf der Straße, im Theater, im Pissoir ansprechen. So wie einem einst an allen Ecken die Frage begegnete: »Kauen Sie schon Ricci?«, so tönt es in einem wohlgeordneten Staate, der das Glück seiner Bürger begründen will, allerorten: »Haben Sie schon den Franz Josephs-Orden?« Viel vornehmer und viel diskreter vollzieht sich der Verkehr zwischen der ‚Zeit' und jenem Privatmann, dem sie einen Angriff zugedacht hat. Vor allem scheint ihr nicht jeder, bei dem sie eine volle Geldbörse vermutet, hiezu geeignet. Sie »informiert« sich. Sie prüft die Würdigkeit und verkauft nur auf Grund alter Bekanntschaft ihre Ungunst.

In dem Zwielicht zwischen Erpressung und Dummheit, in dem moralischen Dunst aus Entrüstung und Prioritätsaktien, in jenem Gemauschel eines Catonismus, der die Korruption mit Hilfe seiner »einflußreichen Beziehungen« bekämpft, kurz in jenen flüchtigen Stimmungen, die die Gerichtsverhandlung darbot, ist die Wesensart unserer Helden nicht allen Zeichendeutern der ‚Zeit' aufgegangen. Erst das Nachspiel, das dem kostbaren »Freispruch« folgte: das Triumphgeheul, das sie anschlugen, die Fälschung des Gerichtssalberichts, die Danksagung, welche sie an die ihr Wirken segnenden Völker Österreichs richteten, die Empfänglichkeit für günstige »Preßstimmen«, die Unempfänglichkeit für Fußtritte, die groteske Verwechslung ministerieller Korruption mit der eigenen Integrität — all dies brachte auch jenen Lesern Klarheit, die den Kläger Gutmann durch die Zurückziehung der Beleidigungsklage und nicht die ‚Zeit' durch die Aussagen der Angestellten des Hauses Gutmann kompromittiert sahen.

Wer aber auch jetzt noch die Gesinnungsschäbigkeit für eine Waffe im Kampf um die gute Sache gehalten hatte, der mußte schaudernd gewahren, daß sie Selbstzweck sei, als sich die ‚Zeit' an dem Privatleben jener Männer rächte, die ihr in der ‚Arbeiter-Zeitung' die Wahrheit gesagt hatten. Noch nie vielleicht hat eine »Enthüllung« schmerzhafter den Enthüllenden enthüllt als jene, mit der die ‚Zeit' die Herren Viktor Adler und Pernerstorfer unmöglich zu machen hoffte. Wir alle haben gefunden, daß Herrn Singers Abendbesuch bei Gutmanns den publizistischen Anstandsformen nicht entspreche, daß es taktlos sei, so spät am Abend zu erpressen. Da aber auch die ‚Arbeiterzeitung' solchen Tadel ausspricht, entkräftet ihn Herr Singer durch ein schlagendes Argument: er habe seinerzeit herhalten müssen, »so oft es galt, eine Kollekte zu veranstalten, um Herrn Pernerstorfer aus seinen periodisch wiederkehrenden Geldkalamitäten zu befreien«; und für Herrn Dr. Adler, der in einer der schwierigsten Situationen seines Lebens war, habe er einmal »getan, was dieser seiner eigenen Familie und seinen engeren Freunden nicht zumuten zu dürfen glaubte«. Man faßt es nicht, daß es wirklich gedruckt stehe; daß das verhärtetste Protzenherz fähig sei, solchem Empfinden ungescheut Ausdruck zu geben. Aber da einem gerade der Ekel das Wasser in den Mund treibt, kommt die Aufklärung der der Armut beschuldigten Herren und alle Mißempfindung wandelt sich in Heiterkeit über diesen selbst zum echten Protzentum unfähigen Sozialpolitiker, der wenigstens die Gesinnung der Millionäre haben möchte, wenn er schon ihr Geld nicht kriegt, über diesen Geldgeber, der es noch immer besser nimmt als gibt, und über diesen Isidor, dem man in jedem Falle mit einer goldenen Uhrkette mehr imponieren kann als mit einem integren Vorleben. Nach der Darlegung der Herren Dr. Adler und Pernerstorfer hätte man Herrn Singer eine viel

weniger komplizierte Schäbigkeit zugetraut. Da er nämlich — zu einer Zeit, als er noch »Sozialpolitiker« war — Herrn Dr. Adler das unerhörte Opfer gebracht hat, für ihn zu »garantieren«, und Herrn Pernerstorfer auch nichts gegeben hat, hätte man von ihm billiger Weise die Enthüllung erwarten können, daß die ‚Arbeiterzeitung' schimpfe, weil ihre Leiter — vor fünfzehn Jahren und nicht am Abend vorher — von ihm k e i n Geld bekommen haben. Zu einem solchen Bekenntnis ist aber ein Isidor Singer nicht zu haben. Die Ehre seines Hauses erfordert es, bloß davon zu sprechen, daß er einmal um ein Darlehen angegangen wurde. Schon die Bitte der Herren, nicht deren Erfüllung, legt ihnen nach seiner Ansicht die Pflicht der Dankbarkeit für alle Zeiten auf. Nun ist es zwar richtig, daß Herr Singer das Haus Gutmann, an dessen finanzielle Gefälligkeit er so oft appelliert hatte, nie hätte angreifen dürfen. Aber mit der Verpflichtung der Herren von der ‚Arbeiter-Zeitung' dem Herrn Singer gegenüber steht es ein wenig anders. Der Konnex zwischen verweigerter Hilfe und kritischer Aufrichtigkeit ist hier schon deshalb nicht nachweisbar, weil mehr als eine Nacht dazwischen liegt. Und auch kein Gefühl des Taktes schien hier Diskretion zu bedingen. Daß Herr Singer die »Dankbarkeit« zum Stillschweigen über öffentliche Korruption verhalten möchte, macht seinem Talent zum Zeitungsherausgeber alle Ehre. Aber die reine Fleißaufgabe wäre es schon, sich auch der nicht empfangenen Wohltat dankbar zu erinnern. Leider vergißt Herr Singer, daß bloß er und nicht der von ihm abgewiesene Bittsteller eine Pflicht verletzt hat. Man muß es Leuten seines Schlages gründlich sagen, daß sie Unrecht tun, sich das Geldgeben als ein Verdienst anzurechnen. Besonders dann, wenn sie kein Geld geben. Herr Singer war im Kreise der Sozialpolitiker geduldet, und es ist nur natürlich, daß er, da man nicht sein Können der Sache dienstbar machen konnte, ~~mit~~ H 9 ×

seinem Vermögen herangezogen werden sollte. Wozu wäre er denn sonst auf der Welt? Der Unbegabte muß sich der Ehre, mit den Höherorganisierten verkehren zu dürfen, in seiner Weise würdig machen. Das ist das Opfer, welches die Geselligkeit zwischen Künstlern und Philistern ermöglicht, aber auch das Schmarotzen der Eitelkeit an politischen Bestrebungen erst erträglich macht. Herr Singer versündigt sich gegen seine Naturbestimmung. Er wird jetzt schon allzulange in Zusammenhang mit Geldsummen gebracht, die er nicht gibt, sondern nimmt, und er wird nicht nur dort grob, wo er nichts bekommt, sondern auch dort, wo er nichts gibt.

Ein Leben, das aus der Schule des alten Fischhof in das Comptoir des alten Gutmann führt und in dem als einzige Aktiva die Passiva einer Wochenschrift in der Höhe von 368.000 Kronen gebucht sind, ward in kurzer Gerichtstagung aufgerollt. Das war mehr, als sich der Kläger gewünscht hatte. Schließlich brauchte er ja zu seiner persönlichen Rehabilitierung nichts als die eidliche Aussage des früheren Ministerpräsidenten. Überflüssiger- und unvorsichtiger Weise hatte er die Klage angekündigt; daß er sie dann überreichte, war notwendig. Aber es galt bloß einen strafrechtlichen Feststellungsprozeß zu führen, die Gelegenheit des Schwurgerichts zum Beweise der Unstichhaltigkeit des ehrenrührigen Vorwurfs zu benützen. Nur die Urteilslosen brauchen ein Urteil, um eine Schuld zu erkennen; nur die von der Heiligkeit eines Gerichtsspruchs durchdrungenen Tröpfe können dem Kläger die Zurückziehung der Klage als »Flucht aus dem Gerichtssaal« ankreiden. Der Wahrheitsbeweis der Angeklagten war vollständig mißlungen, das Motiv ihres Angriffs mit erschreckender Deutlichkeit bloßgelegt. Vielleicht hätte man wünschen können, daß die Zeugen in umgekehrter Folge aussagten: zuerst die Beamten des angeschnorrten Hauses Gutmann über Herrn Singers Männerstolz vor Kohlenkönigsthronen

und dann erst Herr v. Koerber über die Unwahrheit der Herrenhausgeschichte. Nach der Aussage des Ministers hätte der Verzicht auf die Fortsetzung des Prozesses dekorativer gewirkt. Diese Erhöhung des Effekts war vermutlich aus prozeßtechnischen Gründen nicht zu erzielen. Um welcher Erwartungen willen hätte aber der Kläger nach der Rehabilitierung seiner Person und nach der Kompromittierung seiner Angreifer die Verhandlung fortsetzen lassen sollen? War es seine Pflicht, das Koerbersche Regime gegen den Vorwurf der Korruption zu verteidigen? Konnte ihm wirklich zugemutet werden, die tausend Enthüllungen aus der Nobilitierungs- und Dekorierungswerkstatt über sich ergehen zu lassen, mit denen die ‚Zeit' ihren guten Glauben zu beweisen gesucht hätte? Wars Furcht vor dem Ausgang, die ihn zum Rücktritt bewog, so war sie begründet. In der praktischen Lebensanschauung der Volksrichter begründet, die zwar einem Publizisten gefährlich werden kann, der in idealer Absicht öffentliche Angelegenheiten erörtert, sich also »in Dinge mischt, die ihn nichts angehen«, aber einem Zeitungsgeschäftsmann, den der Gram über die Zurückweisung seiner Aktien zu einem verzweifelten Angriff trieb und der selbstverständlich »für Weib und Kind zu sorgen hat«, gern die Wahrnehmung berechtigter Interessen zubilligt. Drei Gemischtwarenhändler und zwei Fleischhauer saßen auf der Geschwornenbank. Männer, denen man gewiß hinreichend gerecht wird, wenn man sie »ehrsam« nennt. Aber über welch entlegene Materien des Lebens sollten sie sich eine Meinung gebildet haben! Wir besitzen eine Geschwornenjustiz in Sachen der Preßbeleidigung. Freuen wir uns dieser freiheitlichen Errungenschaft! Bedienen wir uns ihrer bis zum Verdikt, aber nicht darüber hinaus, und lassen wir es uns an den Feststellungen des Gerichtshofs genügen. Ein Freispruch der ‚Zeit' hätte die Ehre des Klägers, die durch das Beweisverfahren rehabilitiert war, gefährdet, ~~der~~

Preßkorruption, die durch das Beweisverfahren verurteilt war, zu neuen Ehren verholfen. Die Verurteilung der ‚Zeit' hätte uns keine neue Erkenntnis vermittelt. Weder von der käuflichen Gunst einer verflossenen Regierung, noch von der einer bestehenden Zeitung. Und angesichts der bestraften Ehrenbeleidigung wäre die Straflosigkeit eines Abendbesuches, wie er mit ähnlicher Formlosigkeit wohl noch nie gewagt wurde, nur umso schmerzlicher fühlbar gewesen.

DIE FACKEL

NR. 143 WIEN, 6. OKTOBER 1903 V. JAHR

Schimpfen.

Ein deutscher Sozialdemokrat sagte mir, er sei erstaunt gewesen, daß die ‚Fackel' zu dem Ergebnis der Reichstagswahlen, zu der bedeutungsvollen Machtvermehrung seiner Partei nicht »Stellung genommen« habe. Ich erklärte, die ‚Fackel' sei von jeher eine Lokalpatriotin der Korruption gewesen und habe es, wenn nicht ausgezeichnete Mitarbeiter ihre Hilfe boten, vermieden, vor fremden Schwellen zu kehren ... Und heute — nach den glorreichen Tagen von Dresden — könnte ich dem erstaunten Freunde noch eine andere Antwort geben. Wie kräftig hallt im Reich das Echo der Ereignisse? Wie nützen die Sieger ihren Sieg? Welche »Stellung« nehmen sie selbst zu Entwicklungen, die ihr Innerstes berühren? Dresden hat uns Horizonte eröffnet, die wahrlich kleiner sind als der einer Zeitschrift, die in der Beleidigung vaterländischer Spitzbuben und in der Verspottung landsmännischer Dummköpfe eine ~~schöne~~ Aufgabe erblickt. Drei Tage lang wurde von hoffnungslosen Parteiparalytikern über die Frage debattiert, ob ein deutscher Genosse für Harden's ‚Zukunft' schreiben dürfe. Das geistige Niveau, das zutagetrat, ist ein so erschreckend niedriges, daß besorgte Anhänger der sozialistischen Idee wirklich nur mehr von den künftigen Unbesonnenheiten Wilhelm's II. eine Förderung des Parteiansehens erhoffen können. Von dem ethischen Niveau will ich schweigen. Das Parteileben verdirbt Charakter und gute Manieren, und es ist nur natürlich,

daß die Klassenkämpfer und ihre ungenießbaren Genossinnen einer sittlichen Verwilderung anheimfallen mußten, die von Jahr zu Jahr, von Parteitag zu Parteitag offenkundiger wird. Umso sympathischer muß aber die Genügsamkeit dieser Revolutionäre berühren, die ihren Zukunftsstaat nur mehr als einen Staat definiert wissen wollen, in welchem die ‚Zukunft' verboten sein wird. Der Sklaveneifer, mit dem sie einer Beschränkung der eigenen Meinungsfreiheit zustimmten, enthebt diese kühnsten Geister deutscher Nation der Verantwortung für ihr moralisches Tun. Sonst hat man es an sittlich verwahrlosten Menschen, die einer bestimmten Interessenclique angehören, erlebt, daß sie ihrem Ärger über die Unangreifbarkeit der Isolierten in Ausdrücken Luft machen, die einer tiefen ethischen Entrüstung zu entstammen scheinen. So werde ich jahraus jahrein von Erpressern ein Schuft gescholten. Wenn deutsche Sozialdemokraten den Herausgeber der ‚Zukunft' ohne Anführung der bescheidensten Tatsache, die ihm zur Last ~~gelegt werden~~ könnte, drei Tage lang beschimpfen, so ist der Verdacht begründet, daß sie die Wege alles Interessenherdenviehs wandeln. Meinen sie's denn ernst, sie, die jede Regung der Unzufriedenheit über ein Wort des nächsten Parteigenossen in Ausdrücke sittlicher Verdammung kleiden? Auch meine Wenigkeit hat in Dresden ein paar Kotspritzer abbekommen. Aber ich bin, wenn Herr Heinrich Braun die Haltung der ‚Fackel' gegenüber der österreichischen Sozialdemokratie »niederträchtig« nennt, nicht beleidigt. Viel heftiger haben die Herren einander selbst beschimpft; und sind doch alle als unbemakelte Ehrenmänner von Dresden heimgekehrt. Der Unterschied zwischen meiner Moral und der Moral des Parteimannes, den der Genosse einen Lumpen hieß, ist nur in dem unverändert freundschaftlichen Verkehr zu erblicken, der den Parteimann mit seinem Beleidiger verbindet. Und der Vorwurf »nieder-

trächtiger« Handlungsweise ist doch wahrhaftig der gelindeste, den in Dresden ein Sozialdemokrat gegen den andern erhoben hat!

Man sollte sich endlich daran gewöhnen, nach Schimpfworten nicht die Ehre des Angegriffenen, sondern den Gemütszustand des Angreifers zu beurteilen. Ich bin ja nur deshalb ein Lump, weil der andere sich ärgert. Und der andere ärgert sich, weil ich kein Lump bin. Das ist das Um und Auf des »Wahrheitsbeweises«, den die meisten der hierzulande gebrauchten Schmähungen vertragen. In ärgerlicher Stimmung ruft ein Wagenlenker den andern, der nicht ausweichen wollte, einen »Räuber«. Den Wahrheitsbeweis für diese Bezeichnung wird ein Richter, der nicht eine ausgesprochene Begabung für Mark Twain-Humor besitzt, dem wegen Beleidigung Angeklagten nicht auftragen. Ich bin so kühn zu behaupten, daß die Insulten, die mir seit viereinhalb Jahren von mosaischen und antisemitischen Federn, auf beschnittenem oder unbeschnittenem Papier geboten werden, nicht meine Ehrenhaftigkeit, sondern höchstens den öffentlichen Anstand verletzt haben, und die stolze Unempfindlichkeit des Ecksteins, den passierende Köter beschmutzen, mag etwa die Grundstimmung bezeichnen, in die ich mich gewöhnte. Wenn's den Herrschaften Bedürfnis ist? Mir ist es keines, die Justiz mit Klagen zu belästigen, die nicht den Vorwurf einer unehrenhaften Handlung, sondern ein leeres Schimpfwort betreffen, durch das ein beliebiger Streber in seines Nichts durchbohrendem Gefühle sich und den Seinen Erleichterung schaffen wollte. Ja, ich kann, wenn man mir die Anzahl grausam zerstörter Renommeen, die ich auf dem Gewissen habe, vorrechnet, beruhigt auf die Carrièren hinweisen, die ich großmütigen Sinnes aufbauen half. Noch sind die Lorbeeren nicht verwelkt, die sich bis dahin unbeachtete Anfänger errangen, da sie zu einer Attaque auf die ‚Fackel' ausholen durften, und einem

Überfall auf meine leibliche Person haben drei Herren, deren jeder bis dahin sich mit dem Titel eines Zeitgenossen oder Kaffeehausgastes bescheiden mußte, es zu danken, daß die maßgebenden Kreise auf sie aufmerksam wurden. Hat einer glücklich meinen Aufenthalt ausgespäht und die suchenden Kumpane auf gute Spur geleitet, so erhält er — seltsame Causalität! — ein Musikreferat und wird nach Bayreuth entsendet, um für ein gelesenes Blatt gutbezahlte Feuilletons zu schreiben; wer selbst Hand angelegt, kann ein Verlagsgeschäft etablieren, das unter dem Notizensegen protegierender Preßhäuptlinge ein Weilchen gedeiht; wer zugeschaut — müssig zwar, aber doch mit sachlichem Interesse —, findet, seiner unproduktiven Anlage gemäß, als Dramaturg sein Fortkommen... Und mit welcher Gloriole des Überwinders schreitet noch heute jener Theaterreporter einher, der vor Jahresfrist so viel schöne Kraft an den Ehrgeiz verschwendete, von mir wegen Beleidigung geklagt zu werden! Ich setzte damals meiner Bereitwilligkeit, junge Talente zu fördern, eine vernünftige Grenze. Den Opfermut, die Reklame eines vierzehntägigen Prozesses, in dem hundert allgemeine Schmähungen »bewiesen« werden müssen, einem Undankbaren zu verschaffen, konnte mir niemand zumuten, und ich durfte mich mit der Versicherung begnügen, daß mein Ehrgefühl nur auf den konkreten Vorwurf einer schmutzigen Handlung reagiert, während es auf den im § 491 gewährleisteten Schutz freiwillig verzichtet. Können journalistische Neulinge, die sich mit einer Tat einführen wollen, mehr verlangen als meine ausdrückliche Erklärung, daß man mich — in Druckschriften — »ohne Anführung bestimmter Tatsachen« schmähen und beschimpfen darf? Versteht sich, in Österreich, wo Leser und Freunde mein Wirken beurteilen können und am sichtbaren Werk den Vorwurf »verächtlicher Eigenschaften oder Gesinnungen« zu prüfen in der Lage sind, in Österreich,

wo die Complicität und Unberechenbarkeit der Geschwornenjustiz die Position des Klägers gefahrvoller gestaltet als die des Geklagten, und wo dem durch die Presse Beleidigten nur im allerdringendsten Falle — des sonst glaublichen Anwurfs bestimmter Tatsachen — der Weg in den Gerichtssaal zu empfehlen ist. Nicht in Deutschland. Und ich schiele bei Pressbeleidigungen gern über die Grenze. Das simple Verfahren vor einem Schöffengericht schien mir zu verlockend, um Herrn Leo Leipziger, den schon vor dem Pommernbankprozess bestens bekannten Herausgeber des Berliner ‚Kleinen Journal' — und Verüber des am Wiener Volkstheater durchgefallenen Stückes »So leben wir« —, laufen zu lassen. Er hatte mich ein »Lümpchen« genannt, also nur ein Teilchen dessen, was mich in meinem Vaterlande Montagscatone und Sonntagshumoristen, Coulissenschnüffler und kolorierte Erpresser täglich und wöchentlich heißen. Aber in Berlin, wo ich nicht zu meinem Publikum spreche, muß ich mir, wenn anders ein paar Leute, die meinen Namen kennen und ihn in so auffallender Verbindung lasen, nicht stutzig werden sollen, den Luxus einer Privatehre leisten, der dort nicht so teuer ist wie in Wien, wo ich, ~~verantwortlicher Redakteur eines ziemlich aggressiven Blattes~~, Nervenkraft, Zeit und Geld für das Geklagtwerden sparen muß. Und diesmal ~~verband~~ ich ~~dem~~ Prozeßzweck noch eine teuflische Nebenabsicht. Ich hoffte, daß der Bedränger der Berliner Theaterwelt bei den Wiener Konsorten »Material« gegen mich sammeln werde, und wußte, daß er zumal jenem jungen Kämpfer befreundet sei, dessen Dossier brach lag, weil ich ~~das heißeste~~ Werben um ein Rendezvous im Gerichtssaal mit spröder Zurückhaltung beantwortet hatte. Nun konnte er einen Freund retten, einen Feind vernichten. Auf dem Berliner Boden durften wir uns treffen, zwar nicht Kläger und Geklagter, wohl aber Kläger und Zeuge, der unter Eid

all die gravamina hervorholen kann, die mein Schuldkonto belasten und die er doch in Wien mit geringerem Anspruch auf Glaubwürdigkeit vorgebracht hätte. Ich schaffte die schönste Gelegenheit. Und was geschah? Herr Leipziger und sein verantwortlicher Redakteur, der gleichfalls geklagt war, überreichten pünktlich dem Gerichtshof die drei Schimpfartikel des verbündeten Tratschblattes, in welchen mir viel ärgere Worte an den Kopf geworfen würden, als das von ihnen gebrauchte, und auf die ich trotzdem mit keiner Klage reagiert hätte. Dies allein und die Charakterisierung, die mir in jenen Artikeln zuteil werde, seien der Wahrheitsbeweis für die inkriminierte Bezeichnung. Der Gerichtshof lehnte dankend ab und befragte die Angeklagten, ob sie in der Lage seien, auch nur eine einzige entehrende Handlung des Klägers zu nennen, die das im ‚Kleinen Journal' gebrauchte Schimpfwort rechtfertigen und deren Anführung nach deutschem Gesetz zwar nicht exkulpierend, doch strafmildernd wirken würde. Die Angeklagten baten um Vertagung; sie müßten ihre Beweise erst sammeln und bei dem Verfasser jener drei Artikel, dem Materialbewahrer, anfragen. Mein Vertreter ist mit der Vertagung einverstanden. Zwei Monate sind eine lange Frist. Da läßt sich leicht aufstöbern, was einer in vierundeinhalb Jahren verbrochen hat; leichter, wenn man hundert journalistische Freunde in Wien hat, die heißhungerig die Gelegenheit wahrnähmen, zur endlichen Entlarvung des Herausgebers der ‚Fackel' ihr Scherflein beizutragen, auch wenn es nicht die Rettung zweier Berliner Cliquengenossen gälte. Wer weiß etwas? Ist der Cato bestechlich? Hat er gedrucktes Lob für Geld oder Frauengunst verkauft? Unsachlichem Privatinteresse eine Meinung geopfert? Schmeichelt er, um einen Vorteil zu erhaschen, und schmäht er, wer ihm nicht zu Willen war? Hat er mindestens geschäftliche Rücksicht geübt, wenn sein Publikum eine unbequeme Wahrheit (Lieb-

knecht über die »Affaire« u. s. w.) nicht zu Ende hören wollte? Wer weiß etwas? . . . Nicht einmal der junge Freund und Vernichter? Nun ja, der Herausgeber der ‚Fackel' hat nicht immer die Anschauungen betätigt, von deren stolzer Höhe er heute die arme Journaille richtet. Auch er hat nämlich einst auf Freisitzen im Theater gesessen. Aber hat er nicht damals noch Ärgeres getan? Für die korruptesten Blätter geschrieben und an die Reinheit der ‚Neuen Freien Presse' geglaubt! Und ist nicht die beichtende Erinnerung jener Tage, da er noch im Flügelkleide liberaler Schuld wandelte, freimütig in den ersten Heften seiner Zeitschrift niedergelegt? Ja, wenn die ‚Fackel' schon vor dem Erscheinen der ‚Fackel' erschienen wäre! Die hätte den Ahnungslosen aufgeklärt und jede weitere Verfehlung zur Sünde gemacht. Seine Gegner, erwachsene Leute, haben's besser: sie lesen die ‚Fackel' und — straucheln doch . . . Aber Herr Leipziger kehrt unverrichteter Dinge heim. Er hat einen Freund, und der läßt ihn im Stich. Ich bin ein Lümpchen, und man kann's nicht beweisen. Und so wird denn der große Vernichtungsprozess, der in Wien begann, in Berlin zu Ende geführt. Der Richter, der die Verhandlung wieder aufnimmt, fragt, ob die Geklagten den Wahrheitsbeweis durchführen wollen. Sie legen — die drei Artikel vor. Sonst nichts? Der Richter bemüht sich und fragt unter Hinweis auf die vor ihm liegenden Hefte der ‚Fackel', deren Herausgeber sich offensichtlich als Antikorruptionisten aufspiele, die Angeklagten, ob ihnen vielleicht ein Korruptionsfaktum (Bestechung oder dgl.) bekannt geworden sei, das sie dem Kläger zur Last legen könnten. Verneinendes Schweigen. Aber — wir führen Leumundszeugen, die aussagen werden, daß der Kläger die ihm applizierte Bezeichnung verdient: den Grafen Kielmansegg, Moriz Frisch und Hermann Bahr. . . . Für den Humor dieser Zusammenstellung konnten die Berliner Schöffen wohl nicht das richtige Verständnis

haben. Aber mein Vertreter meinte, die Vernehmung der drei genannten Zeugen sei überflüssig, da sie nichts anderes auszusagen hätten, als daß sie den Herausgeber der ‚Fackel' nicht schmecken können. Die Liste so gewichtiger Leumundszeugen könne er beträchtlich vergrößern, und das sittliche Verdammungsurteil, das der einstimmige Chorus aller durch die ‚Fackel' lädierten Persönlichkeiten über deren Herausgeber fällte, ~~wäre~~ ein vernichtendes. Sollte aber das Gericht wirklich statt Tatsachen die Gefühle Befangener für beweiskräftig erachten, so werde er dem Ressentiment eines gefrozzelten Statthalters, eines gegen den abtrünnigen Kunden wütenden Druckers und eines publizistisch und im Gerichtssaal arg gezausten Journalisten die Sympathie eines Dutzends hochgestellter und angesehener, integrer und unbefangener Persönlichkeiten gegenüberstellen. Der Gerichtshof beschließt: Von der von den Angeklagten beantragten Beweisaufnahme wird Abstand genommen, »da es selbstverständlich ist, daß ein im öffentlichen Kampfe stehender Schriftsteller wie der Herausgeber der ‚Fackel' Freunde und Feinde hat« ... Die beiden Angeklagten wurden zu Geldstrafen, zur Publikation des Urteils im ‚Kleinen Journal' und zur Tragung der Kosten verurteilt. Vor der Berufsverhandlung erklärten sie sich, ~~um der Strafe zu entgehen,~~ bereit, eine öffentliche Abbitte zu leisten. Und so erschien denn am 10. Juni 1903 im ‚Kleinen Journal' die folgende Notiz:

> Wir, die Unterzeichneten, nehmen die in Nr. 334 des ‚Kleinen Journals' vom 13. Dezember 1902 gegen den Schriftsteller Karl Kraus in Wien ausgesprochenen Beleidigungen mit dem Ausdrucke des Bedauerns zurück.
>
> Dr. Pohl. Dr. Leipziger.

So leben wir ... Und so geht's, wenn Schimpfen bloß einen Haß, nicht eine Überzeugung verrät. Ich hätte, da ich andere siegreiche Prozesse totschwieg, den Fall nicht erzählt, wenn er nicht das groteske Resultat eines Wiener Feldzugs bedeutete.

Muß ich von eigenen Angelegenheiten sprechen, so sind es immer solche, in deren Mittelpunkt ich nur wie durch einen Zufall gerückt bin; ich würde sie mit derselben Gründlichkeit bei anderen erörtern, aber ich habe leider einmal das Glück, daß ich die Gemeinheiten, deren Enthüllung ~~dieses Blatt~~ dient, gleichsam ins Haus geliefert bekomme, Versuchsobjekt und Versuchender in einer Person. Ist es übrigens Anmaßung, ein Heim zu fegen, in das man nach langem Fernsein wieder Gäste ladet? So nehme ich den Staub auf eine Schaufel, der aus der Dresdener und der — Leipziger-Richtung kam. Die geringste Strafe, die die Männer der Dreimillionenpartei verdient haben, ist die schlechte Gesellschaft, in die sie hier gebracht werden. Auch sie unterschieden nicht zwischen »bürgerlichen Journalisten«, Prostituierten der Feder — tausendmal verwerflicher als die Prostituierten des Leibes — und freien Schriftstellern, welche die Wollust des Überzeugungsaktes nie verkauft haben. Es war ja vorauszusehen, daß in der weltbewegenden Debatte, ob Sozialdemokraten an »bürgerlichen« Blättern mitarbeiten dürfen, auch des seligen Liebknecht Beziehungen zur ‚Fackel' würden herhalten müssen. So wahr aber die ‚Fackel' kein »bürgerliches« Blatt ist, so unwahr ist die Behauptung des Genossen Braun, daß sie »niederträchtig gegen die österreichischen Sozialdemokraten« vorgegangen sei. »Im Übrigen, mag Heinrich Braun in Zukunft abermals Anwürfe gegen mich persönlich erheben, welche er will — von einem Heinrich Braun verdächtigt zu werden, halte ich für beneidenswert.« Also sprach — Genosse Arthur Stadthagen im sozialdemokratischen ‚Vorwärts' am 29. September. Die Herren erklären einander für ehrlos: soll ein außerhalb ihrer Partei Stehender sich gegen ihre »Anwürfe« verteidigen müssen? So albern, aus der Bemerkung des Herrn Braun Kapital gegen die ‚Fackel' zu schlagen, kann wirklich nur die ‚Zeit' sein. Sie brauchte bloß »Fackel« und

»niederträchtig« zu hören und log bereits, der Dresdener Redner habe die ‚Fackel' »eines der niederträchtigsten Blätter Wiens« genannt. Ich zwang sie, am 20. September zu berichtigen, daß Herr Braun diese Bezeichnung nicht gebraucht, sondern lediglich die Haltung der ‚Fackel' gegenüber der österreichischen Sozialdemokratie angegriffen hat. Was antwortet sie?

»Wir bringen diese Berichtigung gern, weil sie uns wieder einmal Gelegenheit gibt, die bekannte Wahrheitsliebe des Herausgebers der ‚Fackel' in die richtige Beleuchtung zu setzen. Man vergleiche mit obiger Berichtigung einfach die betreffende Stelle aus der Rede Braun's, welche wir im nachstehenden wörtlich nach dem Berliner ‚Vorwärts' zitieren.«

Folgt ein Zitat, das faktisch meine Wahrheitsliebe beleuchtet, die Berechtigung meiner Berichtigung erhärtet und besser als diese selbst die ‚Zeit' Lügen straft: Herr Braun nennt die ‚Fackel' eines der niederträchtigsten Blätter »in Angriffen auf unsere Partei«. Daß es etwas anderes ist, »eines der niederträchtigsten Blätter Wiens« geschimpft zu werden, capiert das dümmste Blatt Wiens nun einmal nicht. Aber gegen das Missverständnis des Herrn Braun selbst und gegen andere die ‚Fackel' berührende Irrtümer, die auf dem Parteitag zwischen die Anpöbelungen der ‚Zukunft' eingestreut wurden, habe ich in einer Zuschrift an das Präsidium protestiert. Der Schwager des Genossen Braun, Herr Dr. Victor Adler, hatte die folgende Erklärung abgegeben, die ich hier im Wortlaut wiederhole, weil keines unserer liberalen Ehrenblätter sie auch nur erwähnt hat:

»Ich bedaure es außerordentlich, in dieser Diskussion das Wort nehmen zu müssen. Da aber Braun mich aufgerufen hat, so muß ich sprechen, zumal da es sich um eine Sache handelt, die in Österreich passiert ist. Liebknecht hat wirklich in der ‚Fackel' eine Reihe Artikel veröffentlicht, die uns unangenehm waren. Es handelte sich nicht allein um den Dreyfus-Prozess, sondern es war auch ein Artikel über die Obstruktion dabei. Aber ich bin es Liebknecht schuldig, die Kraft des gegen ihn erhobenen Vorwurfes abzuschwächen. Eine so schwere Schädigung, wie Braun sie von diesen Artikeln für die österreichische Partei behauptet hat, war es nicht. Die ‚Fackel' ist einfach eines jener Blätter wie die

„Zukunft', die auf Originalitätshascherei und Sensation basieren und die unter dem Vorgeben, sozialistische Überzeugungen in bürgerlichen Kreisen verbreiten zu wollen, tatsächlich ihre Ware unter sozialistischer Marke in Arbeiterkreise und uns nahestehende Kreise zu bringen hoffen. Es haben für die ‚Fackel' — wir konnten es nicht hindern, es werden uns aber die Vorgänge in Deutschland zur Warnung dienen — österreichische Parteigenossen mit ihrem vollen Namen geschrieben. Liebknecht konnte also meinen, wir hätten gegen dies Organ keinen Anstand. (Hört! Hört!) Man braucht also Liebknecht nicht so schwer damit zu belasten. Ich erlaube mir hinzuzufügen: Wenn selbst ein Mann wie Liebknecht einen Fehler begehen konnte, so ist es wohl nicht notwendig, auf den Schluß hinzuweisen, der sich für mich und für Österreich daraus ergibt. Wenn selbst Liebknecht fehlen konnte, so scheint das für uns kein Argument dafür zu sein, daß eine Regel nicht aufzustellen sei. (Sehr richtig!)«

Nicht so ganz richtig! Mein Schreiben an den Parteitag hatte den folgenden Wortlaut:

z. Zt. Ischl, 18. September 1903.

An das löbliche Präsidium des Parteitages der deutschen Sozialdemokratie in Dresden!

Nach dem Bericht der ‚Arbeiter-Zeitung' vom 16. September 1903 hat Herr Dr. Victor Adler zur Entschuldigung Wilhelm Liebknecht's für seine Mitarbeit an der ‚Fackel' gesagt: »Es haben für die ‚Fackel' österreichische Parteigenossen mit ihrem vollen Namen geschrieben. Liebknecht konnte also meinen, wir hätten gegen dies Organ keinen Anstand. (Hört! Hört!) Man braucht also Liebknecht nicht so schwer damit zu belasten.« Diese Entschuldigung Wilhelm Liebknechts ist unzutreffend; ich kann beweisen, daß sie die Tatsachen verkehrt. Vor Liebknecht hat nicht ein einziger österreichischer Sozialdemokrat mit seinem vollen Namen für die ‚Fackel' geschrieben, vielmehr ist der einzige Aufsatz, den ein österreichischer Sozialdemokrat mit seinem Namen für die ‚Fackel' schrieb, der des Herrn Dr. Ellenbogen über die Südbahn, lange nach Publikation der Dreyfus-Aufsätze Liebknecht's erschienen. Daß Liebknecht meinen konnte, die österreichischen Sozialdemokraten hätten gegen die ‚Fackel' keinen Anstand, ist somit unrichtig. Richtig ist vielmehr, daß Liebknecht das Gegentheil gewußt und trotzdem die ‚Fackel' durch seine Mitarbeit geehrt hat. Ich kann aus vielen seiner Briefe nachweisen, daß Liebknecht, der ein ständiger Leser der ‚Fackel' war, mit der Tendenz der ‚Fackel' auch dort übereinstimmte, wo sie den in der österreichischen Parteipresse vertretenen Meinungen zuwiderlief. Somit ist auch die Bemerkung Karl Kautsky's hinfällig, Liebknecht hätte für die ‚Fackel' nicht geschrieben, wenn er sie gekannt hätte. Aber mit aller Entschiedenheit muß ich mich gegen die

Auffassung Dr. Heinrich Braun's wenden, dem es beliebt hat, die Haltung der ‚Fackel' »gegenüber der Sozialdemokratie« als eine niederträchtige und gehässige zu bezeichnen. Liebknecht, der die ‚Fackel' viel besser als Herr Dr. Braun gekannt hat, wußte nur zu gut, daß die Kritik, die die ‚Fackel' hin und wieder an dem Annoncenteil der ‚Arbeiter-Zeitung' geübt, den Grundsätzen der Sozialdemokratie verwandter war als die Gewohnheiten, die sie gegeißelt hat.

In vorzüglicher Hochachtung
Karl Kraus,
Herausgeber der ‚Fackel'.

Dieses Schreiben wurde, wie ich aus dem ‚Vorwärts' vom 22. September ersehe, vom Präsidenten Singer verlesen; die ‚Arbeiter-Zeitung' nahm keine Notiz davon. Aus der Fülle von Liebknecht-Briefen, die in meinem Besitz sind, hole ich, ohne lang zu suchen, drei hervor, die vielleicht nicht einmal die bezeichnendsten sind, doch zur Genüge beweisen, daß Liebknecht, da er für die ‚Fackel' schrieb und gern schrieb, über die Gegensätze zwischen meinem Blatt und der österreichischen Sozialdemokratie genau unterrichtet war. Nach dem Erscheinen der Nr. 40 der ‚Fackel', in deren einleitendem Aufsatz ich die ‚Arbeiter-Zeitung' eine »Rächerin des beleidigten Wiener Schmocktums« nannte und der österreichischen Sozialdemokratie nachsagte, sie habe »sich in letzter Zeit an die Seite der für Freiheit kämpfenden Jobber gestellt«, schreibt mir Liebknecht:

Lieber College!

Sie erhalten den Artikel. Ich kann dazu einen Artikel verwenden, den ich für den ‚Vorwärts' schrieb, und der schon im Satz war, aber aus pressgesetzlichen Bedenken zurückgezogen werden mußte. — Ihre Nummer mit dem Artikel gegen die ‚Arbeiter-Zeitung' habe ich erhalten. Die betreffende Notiz hatte ich nicht gelesen; ich werde mir aber den Spass machen, ihnen das gigantische Pariser Fiasco vor die Nase zu halten. Gruß

18. 5. 1900. W. Liebknecht.

Und Liebknecht sandte den Beitrag, einen Artikel über die Lex Heinze-Obstruktion (»Das Ende einer Komödie«, ‚Fackel' Nr. 42). Zugleich den folgenden Brief:

Lieber College!

Da haben Sie das im Wahlkampf hastig Vollendete. Lesen Sie es nur ordentlich durch, und corrigieren Sie nach Belieben, da ich nicht Zeit habe, durchzulesen. — Die ‚Arbeiter-Zeitung' habe ich nicht genannt. Es ist gegen die Parteisitte, eine Polemik mit Parteiblättern in anderen als Parteiblättern zu führen. Und ich selbst habe diese Sitte, glaube ich, auf dem Gewissen. Morgen bin ich in Berlin, wohin eventuell Correctur zu senden. Wo nicht, vertraue ich mich Ihnen an. — In der Ziethensache erhalten Sie gelegentlich einen großen Artikel. Mit herzlichem Gruß Ihr W. L. In Eile! 27. 5. 1900.

Bald darauf ein Brief, der von jenem »gigantischen Pariser Fiasco«, um das sich die ‚Arbeiter-Zeitung' drückte, handelt:

Mein lieber College!

Sie haben mir den Empfang meines aus Nürnberg gesandten Artikels noch nicht angezeigt. Zum Glück war er eingeschrieben. Ich denke aber. er ist angekommen. Es war sehr gemischte Arbeit, wie es bei fahrendem Leben nicht anders möglich. Ich möchte ihn aber vor Augen haben, weil ich Verschiedenes daran anknüpfen will. Namentlich Dreyfuslerisches. Die Affaire-Leute haben so gründlich abgewirtschaftet, daß der letzte Zola'sche Bandwurm glatt auf die Erde gefallen ist .... Die Ziethensache reift jetzt für die öffentliche Agitation, die bisher gefährlich gewesen wäre. Weist jetzt aber auch das obere Gericht unseren Antrag ab, dann fallen alle Bedenken, und die Welt soll sehen, was eine »Affaire« ist! Mit herzlichem Gruß, auch von meiner Frau,

der Ihre

2. 6. 1900. W. Liebknecht.

Am 17. Juni sendet er abermals einen Artikel, der in Nr. 44 abgedruckt ist (»Zweierlei Nachträgliches«). Ein paar Wochen später stirbt Liebknecht; die Ziethen-Aktion (siehe Nr. 49) bleibt ein Plan ... Hat der Alte die ‚Fackel' wirklich »nicht gekannt«? Einmal schreibt er:

Mein lieber Herr College!

Sie haben lange nicht von mir gehört. Ich war nicht recht wohl und hatte dabei immerfort in der parlamentarischen und journalistischen Tretmühle zu arbeiten .... So kam ich bis jetzt nicht zum Schreiben, habe aber stets Ihr Blatt mit Vergnügen gelesen... (Folgt der Vorschlag eines Artikels für die ‚Fackel' über den »Fall Arons«).

Ich könnte noch viele Briefe zitieren, aber ich fürchte, die Meinung Victor Adler's, die ‚Fackel' sei

»einfach eines jener Blätter, die auf Originalitätshascherei und Sensation basieren«, zu bekräftigen. Ich bedaure diese Meinung und wäre Herrn Dr. Adler zu Dank verpflichtet, wenn er mir die Fälle aufzählte, in denen die ‚Fackel' die spekulative Lüge einer kostspieligen Wahrheit vorgezogen hat. Oder drückt auch sein Angriff bloß einen Ärger aus? Immerhin, in tausend deutschen Zeitungen war die Niederträchtigkeit der ‚Fackel', ihre Sensationssucht verewigt, und mich zu verteidigen ~~ist hier~~ dringender ~~gebeten~~ als ~~gegenüber den~~ Ausbrüchen ~~einer inferioren~~ Wiener Journalistik, aus deren Gallensteinen ich mir ein Denkmal errichte. Darum sage ich, daß nach Liebknecht noch ernste und makellose Leute leben, die freundlicher als Herr Dr. Adler über mein Wirken urteilen und deren Ansicht die Vorstellung zu mildern vermag, die deutsche Zeitungsleser von der ‚Fackel' gewonnen haben. ~~müssen!~~ Houston Stewart Chamberlain schreibt mir neulich, da ich ihm ~~die arge~~ Unlust, die Riesenlast ~~meiner~~ Arbeit und Verantwortung wieder aufzunehmen, bekenne: »...Ihr Unternehmen ist nach meiner Meinung ein unentbehrliches; wenn Sie es entmuthigt aufgäben, würden die Menschen schon merken, daß in Wien etwas fehlt; das Niveau würde noch tiefer sinken, wie beim Bersten eines Deichs«... Ich geb's nicht auf! Trotz den Dresdener Schimpfern, die jetzt in ihrem Berliner Zentralorgan ~~Schmutz auf~~ Schmutz häufen, unter den Augen einer frohlockenden Bourgeoisie das Parteiideal zum kleinlichsten Zank erniedrigen und sich geberden, als ob »Klassenkampf« immer nur die zarte Umschreibung für eine Schulbubenrauferei bedeutet hätte. Ich geb's nicht auf trotz der »bürgerlichen« Wiener Journaille, die die Dresdener Verdammung der ‚Fackel' still oder hörbar bejubelt hat. Drei Monate Erholung, die ich ihr gegönnt, sind gerade genug. Hoffentlich auch für meine Nerven, deren Weigerung die Arbeitspause verschuldet hat. Ich habe viel ver-

säumt. Aber dem Gebot des Arztes, das mich vom Schreibtisch wies, mußte ich mich fügen. Er hatte mir Enthaltung von geistiger Anstrengung und absolute Langeweile verordnet. So abonnierte ich denn die ‚Zeit' und zog mich aufs Land zurück...

Exercitus Hungaricus.

Es gibt nur ein' Kaiserstaat! Ja, jetzt endlich »ham mir's den Ungarn zagt«! Die österreichische Gemütlichkeit ist seit Chlopy schier wild geworden. Verflixte Magyarember! Wir werden Euch schon heimgeigen! Nach der Melodie der Heilsbotschaft, die da Armeebefehl heißt. Gemeinsam und einheitlich bleiben wir, ob Ihr wollt oder nicht, »eins durch Brüderbande«, und wenn wir Euch die Brüderlichkeit mit den Kolben der Mannlichergewehre in die Schädel bläuen müßten... Stat pro ratione voluntas. Und der Wille, vor dem im Taumel der Begeisterung für das »Reich«, das uns doch bleiben muß, alle österreichische politische Logik schweigt, ist natürlich der Wille des obersten Kriegsherrn. Der Kaiser-König hat gesprochen, — nicht der »Kaiser und König«, der nach einer mystischen Staatsdogmatik die Dreiheit der Wesen in der Einheit der Person ist, sondern der Monarchos, der eins und einig ist und bleibt, wie er's vor 1867 gewesen und als ob fünfunddreißig Jahre der Entwicklung seiner Völker spurlos am Herrscher hätten vorübergehen können; da ward der alte Glaube an »Österreich« — das uns noch immer das ganze Habsburgerreich bedeuten soll und dessen Namen Schmerling's Genossen und Nachkommen nicht für die im Reichsrat vertretenen Königreiche und Länder mißbrauchen lassen wollten — wieder jung, und aus dem

10/03

Schumpfen.

W

1

SCHIMPFEN*)

Oktober 1903

Ein deutscher Sozialdemokrat sagte mir, er sei erstaunt gewesen, daß die ‚Fackel' zu dem Ergebnis der Reichstagswahlen, zu der bedeutungsvollen Machtvermehrung seiner Partei nicht »Stellung genommen« habe. Ich erklärte, die ‚Fackel' sei von jeher eine Lokalpatriotin der Korruption gewesen und habe es, wenn nicht ausgezeichnete Mitarbeiter ihre Hilfe boten, vermieden, vor fremden Schwellen zu kehren . . . Und heute — nach den glorreichen Tagen von Dresden — wüßte ich dem erstaunten Freunde noch eine andere Antwort. Wie kräftig hallt im Reich das Echo der Ereignisse? Wie nützen die Sieger ihren Sieg? Welche »Stellung« nehmen sie selbst zu Entwicklungen, die ihr Innerstes berühren? Dresden hat uns Horizonte eröffnet, die wahrlich kleiner sind als der einer Zeitschrift, die in der Beleidigung vaterländischer Spitzbuben und in der Verspottung landsmännischer Dummköpfe eine weite Aufgabe erblickt. Drei Tage lang wurde von hoffnungslosen Parteiparalytikern über die Frage debattiert, ob ein deutscher Genosse für die ‚Zukunft' schreiben dürfe. Das geistige Niveau, das zutage trat, ist ein so erschreckend niedriges, daß besorgte Anhänger der sozialistischen Idee wirklich nur noch von den künftigen Unbesonnenheiten Wilhelms II. eine Förderung des Parteiansehens erhoffen können. K.K.

*) Nach einer Sommerpause.

dem ethischen Niveau will ich schweigen. Die Politik verdirbt nicht bloß den Charakter, sondern auch die Manieren, und es ist nur natürlich, daß die Klassenkämpfer und ihre ungenießbaren Genossinnen einer sittlichen Verwilderung anheimfallen mußten, die von Jahr zu Jahr, von Parteitag zu Parteitag offenkundiger wird. Umso sympatischer muß aber die Genügsamkeit dieser Revolutionäre berühren, die ihren Zukunftsstaat nur mehr als einen Staat definiert wissen wollen, in dem die ‚Zukunft' verboten sein wird. Der Sklaveneifer, mit dem sie einer Beschränkung der eigenen Meinungsfreiheit zustimmten, enthebt diese kühnsten Geister deutscher Nation der Verantwortung für ihr moralisches Tun. Sonst erlebt man es nur an sittlich verwahrlosten Menschen, die einer bestimmten Interessenklique angehören, daß sie ihrem Ärger über die Unangreifbarkeit der Isolierten in Schimpfworten Luft machen, die einer tiefen ethischen Entrüstung zu entstammen scheinen. So werde ich jahraus jahrein von Erpressern ein Schuft gescholten. Wenn deutsche Sozialdemokraten den Herausgeber der ‚Zukunft' ohne Anführung der bescheidensten Tatsache drei Tage lang beschimpfen, so ist der Verdacht begründet, daß sie die Wege alles Interessenherdenviehs wandeln. Meinen sie's denn ernst, sie, die jede Regung der Unzufriedenheit über ein Wort des nächsten Parteigenossen in Worte sittlicher Verdammung kleiden? Auch meine Zeitschrift hat in Dresden ein paar Kotspritzer abbekommen. Aber ich fühle mich, wenn Herr Heinrich Braun die Haltung der ‚Fackel' gegenüber der österreichischen Sozialdemokratie »niederträchtig« nennt, nicht beleidigt. Viel heftiger haben die Herren einander selbst beschimpft: und sind doch alle als unbemakelte Ehrenmänner von Dresden heimgekehrt. Der Unterschied zwischen meiner Moral und der Moral des Parteimannes, den der Genosse einen Lumpen hieß, ist nur in dem unverändert freundschaftlichen Verkehr zu erblicken, der den Parteimann mit seinem

Beleidiger verbindet. Und der Vorwurf niederträchtiger Handlungsweise ist doch wahrhaftig der gelindeste, den in Dresden ein Sozialdemokrat gegen den andern erhoben hat!

Man sollte sich endlich daran gewöhnen, nach allgemeinen Schmähungen nicht die Ehre des Angegriffenen, sondern den Gemütszustand des Angreifers zu beurteilen. Ich bin ja nur deshalb ein Lump, weil der andere sich ärgert. Und der andere ärgert sich, weil ich kein Lump bin. Das ist das Um und Auf des »Wahrheitsbeweises«, den die meisten der hierzulande gebrauchten Schmähungen vertragen. In ärgerlicher Stimmung heißt ein Kutscher den andern, der nicht ausweichen wollte, einen »Rauber«. Den Wahrheitsbeweis für diese Bezeichnung wird ein Richter, der nicht eine ausgesprochene Begabung für Mark Twain-Humor besitzt, dem wegen Beleidigung Angeklagten nicht auftragen. Ich bin so kühn zu behaupten, daß die Insulten, die mir seit viereinhalb Jahren von mosaischen und antisemitischen Federn, auf beschnittenem oder unbeschnittenem Papier geboten werden, nicht meine Ehrenhaftigkeit, sondern höchstens den öffentlichen Anstand verletzt haben, und die Unempfindlichkeit des Ecksteins, den passierende Preßköter beschmutzen, mag etwa die Grundstimmung bezeichnen, in die ich mich gewöhnte. Wenns ihnen Bedürfnis ist? Mir ist es keines, die Justiz mit Klagen zu belästigen, die nicht den Vorwurf einer unehrenhaften Handlung, sondern ein leeres Schimpfwort betreffen, durch das ein beliebiger Streber in seines Nichts durchbohrendem Gefühle sich und den Seinen Erleichterung schaffen wollte. Ja, ich kann, wenn man mir die Anzahl grausam zerstörter Renommeen, die ich auf dem Gewissen habe, vorrechnet, beruhigt auf die Karrieren hinweisen, die ich großmütigen Sinnes aufbauen half. Noch sind die Lorbeeren nicht verwelkt, die sich bis dahin unbeachtete Anfänger errungen haben, da sie zu einer Attacke auf die ‚Fackel' ausholen

durften, und einem Überfall auf meine leibliche Person haben drei Herren, deren jeder bis dahin sich mit dem Titel eines Zeitgenossen oder Kaffeehausgastes bescheiden mußte, es zu danken, daß die maßgebenden Kreise auf sie aufmerksam wurden. Hat einer glücklich meinen Aufenthalt ausgespäht und die suchenden Kumpane auf die Spur geleitet, so erhält er — seltsame Kausalität! — ein Musikreferat und wird nach Bayreuth entsendet, um für ein gelesenes Blatt gutbezahlte Feuilletons zu schreiben; wer selbst Hand angelegt, kann ein Verlagsgeschäft etablieren, das unter dem Notizensegen protegierender Preßhäuptlinge ein Weilchen gedeiht; wer zugeschaut — müßig zwar, aber doch mit sachlichem Interesse —, findet, seiner unproduktiven Anlage gemäß, als Dramaturg sein Fortkommen. Und mit welcher Gloriole des Überwinders schreitet noch heute so mancher einher, der einmal viel Ehrgeiz verschwendet hat, von mir wegen Beleidigung beklagt zu werden! Ich setze meiner Bereitwilligkeit, junge Talente zu fördern, eine vernünftige Grenze. Den Opfermut, die Reklame eines ~~vierzehn~~tägigen Prozesses, in dem hundert allgemeine Schmähungen »bewiesen« werden müssen, einem sicher Undankbaren zu verschaffen, konnte mir niemand zumuten, und ich durfte mich mit der Versicherung begnügen, daß mein Ehrgefühl nur auf den konkreten Vorwurf einer schmutzigen Handlung reagiert, während es auf den im § 491 gewährleisteten Schutz freiwillig verzichtet. Können journalistische Neulinge, die sich mit einer Tat einführen wollen, mehr verlangen als meine ausdrückliche Erklärung, daß man mich — in Druckschriften — »ohne Anführung bestimmter Tatsachen« schmähen darf? Versteht sich, in Österreich, wo Leser und Freunde mein Wirken beurteilen können und am sichtbaren Werk den Vorwurf »verächtlicher Eigenschaften oder Gesinnungen« zu prüfen in der Lage sind, in Österreich, wo die Komplizität und Unberechenbarkeit der Geschwornenjustiz

die Position des Klägers gefahrvoller gestaltet als die des Geklagten, und wo dem durch die Presse Beleidigten nur im allerdringendsten Falle — des sonst glaublichen Anwurfs bestimmter Tatsachen — der Weg in den Gerichtssaal zu empfehlen ist.

Nicht in Deutschland. Und ich schiele, wenn ich mich schon durch die Presse beleidigt fühlen soll, gern über die Grenze. Das simple Verfahren vor einem Schöffengericht schien mir zu verlockend, um Herrn Leo Leipziger, den schon vor dem Pommernbankprozeß bekannten Herausgeber des Berliner ‚Kleinen Journals' laufen zu lassen. Er hatte mich ein »Lümpchen« genannt, also nur ein Diminutivum dessen, was mich in meinem Vaterlande Montagskatone und Sonntagshumoristen, Kulissenschnüffler und kolorierte Erpresser täglich und wöchentlich heißen. Aber in Berlin, wo ich nicht zu meinem Publikum spreche, muß ich mir, wenn anders ein paar Leute, die meinen Namen kennen und ihn in so auffallender Verbindung gelesen haben, nicht stutzig werden sollen, den Luxus einer Privatehre leisten. Der ist dort nicht so teuer, wie in Wien, wo ich, selbst als Beleidiger tätig, Nervenkraft, Zeit und Geld für das Geklagtwerden sparen muß. Und diesmal knüpfte ich an den Prozeßzweck noch eine teuflische Nebenabsicht. Ich hoffte, daß der Bedränger der Berliner Theaterwelt bei den Wiener Konsorten »Material« gegen mich sammeln werde, und wußte, daß er zumal einem Ehrgeizigen befreundet sei, dessen Dossier brach lag, weil ich sein heißes Werben um ein Rendezvous im Gerichtssaal mit spröder Zurückhaltung beantwortet hatte. Nun konnte dieser einen Freund retten, einen Feind vernichten. Auf dem Berliner Boden durften wir uns treffen, zwar nicht Kläger und Beklagter, wohl aber ich und ein Zeuge, einer, der unter Eid all die Gravamina hervorholen kann, die mein Schuldkonto belasten und die er doch in Wien mit geringerem Anspruch auf Glaubwürdigkeit

vorgebracht hätte. Ich schaffte die schönste Gelegenheit. Und was geschah? Herr Leipziger und sein verantwortlicher Redakteur, der gleichfalls angeklagt war, überreichten pünktlich dem Gerichshof drei Schimpfartikel des verbündeten Tratschblattes, des ‚Neuen Wiener Journals', in denen mir viel ärgere Worte an den Kopf geworfen würden, als das von ihnen gebrauchte, und auf die ich trotzdem mit keiner Klage reagiert hätte. Diese Tatsache allein und die Charakterisierung, die mir in jenen Artikeln zuteil werde, ergäben den Wahrheitsbeweis für die inkriminierte Bezeichnung. Der Gerichtshof lehnte dankend ab und befragte die Angeklagten, ob sie in der Lage seien, auch nur eine einzige entehrende Handlung des Klägers zu nennen, die das im ‚Kleinen Journal' gebrauchte Schimpfwort rechtfertigen und deren Anführung nach deutschem Gesetz zwar nicht exkulpierend, jedoch strafmildernd wirken würde. Die Angeklagten baten um Vertagung; sie müßten ihre Beweise erst sammeln und bei dem Verfasser jener drei Artikel, dem Großsiegelbewahrer meiner Schande, anfragen. Mein Vertreter ist mit der Vertagung einverstanden. Zwei Monate sind eine lange Frist. Da läßt sich leicht aufstöbern, was einer in vierundeinhalb Jahren verbrochen hat; leichter, wenn man hundert journalistische Freunde in Wien hat, die heißhungrig die Gelegenheit wahrnähmen, zur endlichen Entlarvung des Herausgebers der ‚Fackel' ihr Scherflein beizutragen, auch wenn es nicht die Rettung zweier Berliner Cliquengenossen gälte. Wer weiß etwas? Ist der Cato bestechlich? Hat er gedrucktes Lob für Geld oder Gunst verkauft? Unsachlichem Privatinteresse eine Meinung geopfert? Schmeichelt er, um einen Vorteil zu erhaschen, und schmäht er den, der ihm nicht zu Willen war? Hat er auch nur geschäftliche Rücksicht geübt, wenn sein Publikum eine unbequeme Wahrheit (Liebknecht über die »Affäre« oder dgl.) nicht zu Ende hören wollte? Wer weiß

etwas? . . . Doch der, der's Material hat? Nun ja, der Herausgeber ‚Fackel' hat nicht immer die Anschauungen betätigt, von deren Höhe er heute die arme Journaille richtet. Auch er hat als junger Bursch ein paarmal auf Freisitzen im Theater gesessen. Aber hat er nicht damals noch Ärgeres getan? Für korrupte Blätter geschrieben und an die Reinheit der ‚Neuen Freien Presse' geglaubt? Und ist nicht das Beichtgeheimnis jener Tage, da er noch im Flügelkleide liberaler Schuld wandelte, freimütig in den ersten Heften seiner Zeitschrift niedergelegt? Ja, wenn die ‚Fackel' schon vor dem Erscheinen der ‚Fackel' erschienen wäre! Die hätte den Ahnungslosen aufgeklärt und jede weitere Verfehlung zur Sünde gemacht. Seine Gegner, erwachsene Leute, habens besser: sie lesen die ‚Fackel' und — straucheln doch . . . Herr Leipziger kehrt unverrichteter Dinge heim. Er hat einen Freund, und der läßt ihn im Stich. Ich bin ein Lümpchen, und man kanns nicht beweisen. Und so wird denn der große Vernichtungsprozeß, der in Wien begann, in Berlin zu Ende geführt. Der Richter, der die Verhandlung wieder aufnimmt, fragt, ob die Angeklagten den Wahrheitsbeweis durchführen wollen. Sie legen — die drei Artikel vor. Sonst nichts? Der Richter will ihnen helfen und fragt unter Hinweis auf die vor ihm liegenden Hefte der ‚Fackel', deren Herausgeber sich offensichtlich als Antikorruptionisten aufspiele, die Angeklagten, ob ihnen vielleicht ein Korruptionsfaktum (Bestechung oder dgl.) bekannt geworden sei, das sie dem Kläger zur Last legen könnten. Schweigen, Verneinung. Aber — wir führen Leumundszeugen, die aussagen werden, daß der Kläger die ihm applizierte Bezeichnung verdient: »die Herren Graf Kielmannsegg, Moriz F. und Hermann Bahr« . . . Für den Humor dieser Zusammenstellung konnten die Berliner Schöffen wohl nicht das richtige Verständnis haben. Aber mein Vertreter meinte, die Vernehmung der drei genannten Zeugen sei überflüssig,

da sie nichts anderes auszusagen hätten, als daß sie den Herausgeber der ‚Fackel' nicht schmecken können. Die Liste so gewichtiger Leumundszeugen könne er beträchtlich vergrößern, und das sittliche Verdammungsurteil, das der einstimmige Chorus aller durch die ‚Fackel' lädierten Persönlichkeiten über deren Herausgeber fälle, sei in der Tat ein vernichtendes. Sollte aber das Gericht wirklich statt Tatsachen die Gefühle Befangener für beweiskräftig erachten, so werde er dem Ressentiment eines verspotteten Statthalters, eines gegen den abtrünnigen Kunden wütenden Druckers und eines publizistisch und im Gerichtssaal zerzausten Journalisten die Sympathie eines Dutzends hochgestellter und angesehener, integrer und unbefangener Persönlichkeiten gegenüberstellen. Der Gerichtshof beschließt: Von der von den Angeklagten beantragten Beweisaufnahme wird Abstand genommen, »da es selbstverständlich ist, daß ein im öffentlichen Kampfe stehender Schriftsteller wie der Herausgeber der ‚Fackel' Freunde und Feinde hat« ... Die beiden Angeklagten wurden zu Geldstrafen, zur Publikation des Urteils im ‚Kleinen Journal' und zur Tragung der Kosten verurteilt. Vor der Berufsverhandlung erklärten sie sich bereit, eine öffentliche Abbitte zu leisten. Und so erschien denn am 10. Juni 1903 im ‚Kleinen Journal' die folgende Notiz:

Wir, die Unterzeichneten, nehmen die in Nr. 334 des ‚Kleinen Journals' vom 13. Dezember 1902 gegen den Schriftsteller Karl Kraus in Wien ausgesprochenen Beleidigungen mit dem Ausdrucke des Bedauerns zurück.

Dr. Pohl. Dr. Leipziger.

So gehts, wenn Schimpfen bloß einen Haß, nicht eine Überzeugung verrät. Ich hätte, da ich andere siegreiche Prozesse totschwieg, den Fall nicht erzählt, wenn er nicht das groteske Resultat eines Wiener Feldzugs bedeutete. Muß ich von eigenen Angelegenheiten sprechen, so sind es immer solche, in deren Mittelpunkt ich nur wie durch einen Zufall gerückt

bin, ich würde sie mit größerer Gründlichkeit bei anderen erörtern, aber ich habe leider einmal das Glück, daß ich die Gemeinheiten, deren Erledigung meine Zeitschrift dient, gleichsam ins Haus geliefert bekomme, Versuchsobjekt und Versucher in einer Person.

Ist es übrigens Anmaßung, ein Heim zu säubern in das man nach langem Fernsein wieder Gäste lädt? So nehme ich den Staub auf eine Schaufel, der aus der Dresdener und der andern, der Leipziger-Richtung kam. Die geringste Strafe, die die Männer der Dreimillionenpartei verdient haben, ist die schlechte Gesellschaft, in die sie hier gebracht werden. Auch sie unterscheiden nicht zwischen »bürgerlichen Journalisten«, Prostituierten der Feder — hundertmal verwerflicher als die Prostituierten des Leibes — und freien Schriftstellern, welche die Wollust des Überzeugungsaktes nie verkauft haben. Es war ja vorauszusehen, daß in der weltbewegenden Debatte, ob Sozialdemokraten an »bürgerlichen« Blättern mitarbeiten dürfen, auch des seligen Liebknecht Beziehungen zur ‚Fackel' würden herhalten müssen. So wahr aber die ‚Fackel' kein »bürgerliches« Blatt ist, so unwahr ist die Behauptung des Genossen Braun, daß sie »niederträchtig gegen die österreichischen Sozialdemokraten« vorgegangen sei. »Im übrigen, mag Heinrich Braun in Zukunft abermals Anwürfe gegen mich persönlich erheben, welche er will — von einem Heinrich Braun verdächtigt zu werden, halte ich für beneidenswert.« Also sprach der Genosse Artur Stadthagen im sozialdemokratischen ‚Vorwärts'. Die Herren erklären einander für ehrlos: soll ein außerhalb ihrer Partei Stehender sich gegen ihre »Anwürfe« verteidigen müssen? So albern, sich ihres Zeugnisses gegen mich zu bedienen, kann höchstens die Wiener ‚Zeit' sein. Ich habe mich damit begnügt, gegen die Meinung des Herrn Braun und gegen andere die ‚Fackel' berührende Irrtümer,

die auf dem Parteitage vorgekommen sind, in einer Zuschrift an das Präsidium zu protestieren. Der Schwager des Genossen Braun, Herr Dr. Viktor Adler, hatte die folgende Erklärung abgegeben, die ich im Wortlaut wiederholen muß, weil keines unserer liberalen Ehrenblätter sie auch nur erwähnt hat:

»Ich bedaure es außerordentlich, in dieser Diskussion das Wort nehmen zu müssen. Da aber Braun mich aufgerufen hat, so muß ich sprechen, zumal da es sich um eine Sache handelt, die in Österreich passiert ist. Liebknecht hat wirklich in der ‚Fackel' eine Reihe Artikel veröffentlicht, die uns unangenehm waren. Es handelte sich nicht allein um den Dreyfus-Prozeß, sondern es war auch ein Artikel über die Obstruktion dabei. Aber ich bin es Liebknecht schuldig, die Kraft des gegen ihn erhobenen Vorwurfes abzuschwächen. Eine so schwere Schädigung, wie Braun sie von diesen Artikeln für die österreichische Partei behauptet hat, war es nicht. Die ‚Fackel' ist einfach eines jener Blätter wie die ‚Zukunft', die auf Originalitätshascherei und Sensation basieren und die unter dem Vorgeben, sozialistische Überzeugungen in bürgerlichen Kreisen verbreiten zu wollen, tatsächlich ihre Ware unter sozialistischer Marke in Arbeiterkreise und uns nahestehende Kreise zu bringen hoffen. Es haben für die ‚Fackel' — wir konnten es nicht hindern, es werden uns aber die Vorgänge in Deutschland zur Warnung dienen — österreichische Parteigenossen mit ihrem vollen Namen geschrieben. Liebknecht konnte also meinen, wir hätten gegen dieses Organ keinen Anstand. (Hört! Hört!) Man braucht also Liebknecht nicht so schwer damit zu belasten. Ich erlaube mir hinzuzufügen: Wenn selbst ein Mann wie Liebknecht einen Fehler begehen konnte, so ist es wohl nicht notwendig, auf den Schluß hinzuweisen, der sich für mich und für Österreich daraus ergibt. Wenn selbst Liebknecht fehlen konnte, so scheint das für uns kein Argument dafür zu sein, daß eine Regel nicht aufzustellen sei. (Sehr richtig!)«

Nicht so ganz richtig. Mein Schreiben an den Parteitag hatte den folgenden Wortlaut:

z. Zt. Ischl, 18. September 1903.

An das löbliche Präsidium des Parteitages der deutschen Sozialdemokratie in Dresden!

Nach dem Bericht der ‚Arbeiter-Zeitung' vom 16. September 1903 hat Herr Dr. Viktor Adler zur Entschuldigung Wilhelm Liebknechts für seine Mitarbeit an der ‚Fackel' gesagt: »Es haben für die ‚Fackel' österreichische Parteigenossen mit ihrem vollen Namen geschrieben. Liebknecht konnte also meinen, wir hätten gegen dies Organ keinen Anstand. (Hört! Hört!) Man braucht also Liebknecht nicht so schwer damit zu belasten.« Diese Entschuldigung Wilhelm Liebknechts ist

unzutreffend; ich kann beweisen, daß sie die Tatsachen verkehrt. Vor Liebknecht hat nicht ein einziger österreichischer Sozialdemokrat mit seinem vollen Namen für die ‚Fackel' geschrieben, vielmehr ist der einzige Aufsatz, den ein österreichischer Sozialdemokrat mit seinem Namen für die ‚Fackel' schrieb, der des Herrn Dr. Ellenbogen über die Südbahn, lange nach Publikation der Dreyfus-Aufsätze Liebknechts erschienen. Daß Liebknecht meinen konnte, die österreichischen Sozialdemokraten hätten gegen die ‚Fackel' keinen Anstand, ist somit unrichtig. Richtig ist vielmehr, daß Liebknecht das Gegenteil gewußt und trotzdem die ‚Fackel' durch seine Mitarbeit geehrt hat. Ich kann aus vielen seiner Briefe nachweisen, daß Liebknecht, der ein ständiger Leser der ‚Fackel' war, mit der Tendenz der ‚Fackel' auch dort übereinstimmte, wo sie den in der österreichischen Parteipresse vertretenen Meinungen zuwiderlief. Somit ist auch die Bemerkung Karl Kautskys hinfällig, Liebknecht hätte für die ‚Fackel' nicht geschrieben, wenn er sie gekannt hätte. Aber mit aller Entschiedenheit muß ich mich gegen die Auffassung Dr. Heinrich Brauns wenden, dem es beliebt hat, die Haltung der ‚Fackel' »gegenüber der Sozialdemokratie« als eine niederträchtige und gehässige zu bezeichnen. Liebknecht, der die ‚Fackel' viel besser als Herr Dr. Braun gekannt hat, wußte nur zu gut, daß die Kritik, die die ‚Fackel' hin und wieder an dem Annoncenteil der ‚Arbeiter-Zeitung' geübt, den Grundsätzen der Sozialdemokratie verwandter war als die Gewohnheiten, die sie gegeißelt hat.

In vorzüglicher Hochachtung

Karl Kraus,
Herausgeber der ‚Fackel'.

Dieses Schreiben wurde, wie ich aus dem ‚Vorwärts' vom 22. September ersehe, vom Präsidenten Singer verlesen; die ‚Arbeiter-Zeitung' nahm keine Notiz davon. Die Auffassung der ‚Fackel' als einer Zeitschrift, die auf Sensation ausgehe, hat schon geringere Geister als Herrn Dr. Adler glücklich gemacht, und ich gönne ihm die Entlarvung meines Vorwandes, sozialistische Überzeugungen in bürgerlichen Kreisen vertreten zu wollen, und die Enthüllung meiner Absicht, meine Ware unter sozialistischer Marke in Arbeiterkreise zu bringen. Aber aus der Fülle von Liebknecht-Briefen, die in meinem Besitz sind, hole ich, ohne lang zu suchen, ein paar hervor, die vielleicht nicht einmal die bezeichnendsten sind, jedoch zur Genüge beweisen, daß Liebknecht, da er für die ‚Fackel' schrieb und gern schrieb, über die

Gegensätze zwischen meiner Zeitschrift und der österreichischen Sozialdemokratie genau unterrichtet war. Nach dem Erscheinen der Nr. 40 der ‚Fackel', in deren einleitendem Aufsatz ich die ‚Arbeiter-Zeitung' eine »Rächerin des beleidigten Wiener Schmocktums« nannte und der österreichischen Sozialdemokratie nachsagte, sie habe »sich in letzter Zeit an die Seite der für Freiheit kämpfenden Jobber gestellt«, schreibt mir Liebknecht:

Lieber Kollege!

Sie erhalten den Artikel. Ich kann dazu einen Artikel verwenden, den ich für den ‚Vorwärts' schrieb, und der schon im Satz war, aber aus preßgesetzlichen Bedenken zurückgezogen werden mußte. — Ihre Nummer mit dem Artikel gegen die ‚Arbeiter-Zeitung' habe ich erhalten. Die betreffende Notiz hatte ich nicht gelesen; ich werde mir aber den Spaß machen, ihnen das gigantische Pariser Fiasko vor die Nase zu halten. Gruß

18. 5. 1900. W. Liebknecht.

Und Liebknecht sandte den Beitrag, einen Artikel über die Lex Heinze-Obstruktion (»Das Ende einer Komödie«, abgedruckt in Nr. 42 der ‚Fackel'). Zugleich den folgenden Brief:

Lieber Kollege!

Da haben Sie das im Wahlkampf hastig Vollendete. Lesen Sie es nur ordentlich durch, und korrigieren Sie nach Belieben, da ich nicht Zeit habe, durchzulesen. — Die ‚Arbeiter-Zeitung' habe ich nicht genannt. Es ist gegen die Parteisitte, eine Polemik mit Parteiblättern in anderen als Parteiblättern zu führen. Und ich selbst habe diese Sitte, glaube ich, auf dem Gewissen. Morgen bin ich in Berlin, wohin eventuell Korrektur zu senden. Wo nicht, vertraue ich mich Ihnen an. — In der Ziethensache erhalten Sie gelegentlich einen großen Artikel. Mit herzlichem Gruß Ihr W. L. In Eile! 27. 5. 1900.

Bald darauf ein Brief, der von jenem »gigantischen Pariser Fiasko«, um das sich die ‚Arbeiter-Zeitung' drückte, handelt:

Mein lieber Kollege!

Sie haben mir den Empfang meines aus Nürnberg gesandten Artikels noch nicht angezeigt. Zum Glück war er eingeschrieben. Ich denke, er ist angekommen. Es war sehr gemischte Arbeit, wie es bei fahrendem Leben nicht anders möglich. Ich möchte ihn aber

vor Augen haben, weil ich Verschiedenes daran anknüpfen will. Namentlich Dreyfuslerisches. Die Affäre-Leute haben so gründlich abgewirtschaftet, daß der letzte Zola'sche Bandwurm glatt auf die Erde gefallen ist . . . . Die Ziethensache reift jetzt für die öffentliche Agitation, die bisher gefährlich gewesen wäre. Weist jetzt aber auch das obere Gericht unseren Antrag ab, dann fallen alle Bedenken, und die Welt soll sehen, was eine »Affäre« ist! Mit herzlichem Gruß, auch von meiner Frau,

der Ihre

2. 6. 1900. W. Liebknecht.

Am 17. Juni sendet er abermals einen Artikel, der in Nr. 44 abgedruckt ist (»Zweierlei Nachträgliches«). Ein paar Wochen später stirbt Liebknecht: die Ziethen-Aktion (siehe Nr. 49) bleibt ein Plan .. Hat der Alte die ‚Fackel' wirklich »nicht gekannt«? Einmal schreibt er:

Mein lieber Herr Kollege!

Sie haben lange nicht von mir gehört. Ich war nicht recht wohl und hatte dabei immerfort in der parlamentarischen und journalistischen Tretmühle zu arbeiten . . . . So kam ich bis jetzt nicht zum Schreiben, habe aber stets Ihr Blatt mit Vergnügen gelesen . . . (Folgt der Vorschlag eines Artikels für die ‚Fackel' über den »Fall Arons«).

Ich könnte noch viele Briefe zitieren, aber ich fürchte, die Meinung Viktor Adlers, die ‚Fackel' sei einfach eines jener Blätter, die auf Sensation basieren, zu bekräftigen. Ich bedaure diese Meinung und wäre Herrn Dr. Adler zu Dank verpflichtet, wenn er mir die Fälle aufzählen wollte, in denen die ‚Fackel' die spekulative Lüge einer kostspieligen Wahrheit vorgezogen hat. Oder drückt auch seine Schmähung bloß einen Ärger aus? Immerhin, in tausend deutschen Zeitungen war die Niederträchtigkeit der ‚Fackel', war ihre Sensationssucht verewigt, und mich durch Abwehr solchen Unverstands zu verteitigen scheint mir dringender geboten als der Schutz gegen die Ausbrüche einer inferioren Wiener Journalistik, aus deren Gallensteinen ich mir ein Denkmal errichte. Darum sage ich, daß nach Liebknecht noch ernstzunehmende Leute leben, die freundlicher als Herr Dr. Adler über mein Wirken urteilen und deren

Ansicht die Vorstellung zu mildern vermöchte, die deutsche Zeitungsleser von der ‚Fackel' gewonnen haben. Houston Stewart Chamberlain etwa, dem ich meine Unlust, die Riesenlast der Arbeit und Verantwortung wieder aufzunehmen, bekannte, schrieb: »... Ihr Unternehmen ist nach meiner Meinung ein unentbehrliches; wenn Sie es entmutigt aufgäben, würden die Menschen schon merken, daß in Wien etwas fehlt; das Niveau würde noch tiefer sinken, wie beim Bersten eines Deichs« ... Ich gebs nicht auf! Trotz den Dresdener Schimpfern, die jetzt einander sogar in ihrem Berliner Zentralorgan beschimpfen, unter den Augen einer frohlockenden Bourgeoisie das Parteiideal zum kleinlichsten Zank erniedrigen und sich geberden, als ob »Klassenkampf« stets nur die feine Umschreibung für eine Schulbubenrauferei bedeutet hätte. Ich gebs nicht auf trotz der »bürgerlichen« Wiener Journaille, die die Dresdener Verdammung der ‚Fackel' still oder hörbar bejubelt hat. Drei Monate Erholung, die ich ihr gegönnt, sind gerade genug. Hoffentlich auch für meine Nerven, deren Weigerung die Arbeitspause verschuldet hat. Ich habe viel versäumt. Aber dem Gebot des Arztes, das mich vom Schreibtisch wies, mußte ich mich fügen. Er hatte mir Enthaltung von geistiger Anstrengung und absolute Langeweile verordnet. So abonnierte ich denn die ‚Zeit' und zog mich aufs Land zurück...

Die Fackel

Nr. 178 — Wien, 25. März 1905 — VI. Jahr

Wien war für eine Woche ganz und gar in »Seelenvollheit« versunken. Das neue Wort stammt von Ellen Key, die orpheusartig die wildesten Wiener Bestien der verschiedensten Parteirichtungen zum Aufhorchen zwang. Sie einigten sich auf das Programm der Seelenvollheit. Wenn man die liberale Presse las, so mochte man wähnen, daß es ihr nie um etwas anderes zu tun gewesen sei, als um die Erhaltung der idealsten Güter der Menschheit, und das ‚Deutsche Volksblatt' gebärdete sich als eine der ältesten Key-Firmen. Aber ganz gepachtet hatten den Gast unsere Sozialpolitiker, Sozialwissenschaftler, Sozialethiker, kurz jene, so es sich zum Beruf gemacht haben, die Langeweile dieses Lebens noch um ein Erhebliches zu vermehren. Greuliche Standpunktmenschen, Menschen, die nur einen Standpunkt und keinen Horizont haben, mit den völlig Urteilslosen, die bloß die Sensation lockt, zur Seelenandacht und zur Anbetung des Mütterlichkeitsideals vereinigt. Es war für eine Woche zu viel. Aber die Seelenvöllerei jener Kreise, in denen das Wort Monogamie mit »Einheirat« übersetzt wird und die sich im Inseratenwege nach jenen »sympathischen« Vorbedingungen erkundigen, die das Glück der kommenden Generation garantieren, könnte einem auch die freundliche Erregerin des Taumels unleidlich machen. Mir vermag schon die leichte Faßlichkeit ein Ideal zu entwerten: das hohe Lied von Mütterlichkeit und Kindesseele spielt jedes Gedankenwerkel.

Mit der Stärke des Widerstandes wächst, bei Unmöglichkeit eines Martyriums schwindet der Wert des Ideals. An einem Ideal darf nichts erreichbar sein, als das Martyrium. Wer offene Türen einrennt, braucht nicht zu fürchten und darf nicht hoffen, daß ihm die Fenster eingeschlagen werden. Der Philister vermag nur im Stofflichen die Idealität zu entdecken, darum nie etwa dem — im Schillerjahr sei's ausgesprochen — himmel- und höllestürmenden Idealismus eines Frank Wedekind auf die Spur zu kommen. Und unsere Jugend scheint vor allem auf die Bequemlichkeit ihrer utopischen Wege, auf die Erreichbarkeit ihrer Ideale zu sehen. Wie viel Fett hat sie in wenigen Jahren angesetzt! Ihre »warmen Jünglinge« nannte Ellen Key die Studenten, die sie — im Herzen schon Familiengründer — sozialethisch angetoastet haben. Aber ihre Wärme ist nicht Feuersglut, sondern die Ofenwärme des Heims und die Brutwärme der Familie.

Zum warmen Jüngling wird auch, wer einst die Lügenberge der Menschheit mit dem Dynamit selbsterlebter, selbsterlittener Wahrheit sprengen wollte und nun sich bescheidet, an den Einrichtungen der bürgerlichen Gesellschaft programmatische Reparaturarbeit zu leisten. Kein Typus ist unsympathischer als der in die Sozialdemokratie eingefriedete Anarchist. Hören wir ihn — ‚Arbeiterzeitung' vom 18. März —, wie er Ellen Key's Wort gegen sich selbst zitiert: »Die meisten Menschen sind schon in mittleren Jahren geistig fett oder mager geworden, sie sind verhärtet oder vertrocknet, und mit vollem Rechte sieht die Jugend sie mit kalten, unsympathischen Blicken an«. Schwung braucht der Mensch. Ellen Key sei ohne Skeptizismus. »Ein Dichter, der über die Wirkungslosigkeit seiner Worte nachdächte, könnte um allen Schwung kommen; ein Lehrer, der sich sagen würde, daß heute die Prostituierte oft eine entscheidendere Erziehung auf den

Großstadtjüngling ausübt, könnte leicht seinen heißen Berufseifer verlieren«. Es braucht kein revolutionärer Geist vom Grabe herzukommen, um das zu sagen; um zu beklagen, daß das »Laster« seelenbildender sein kann, als eine Lebensführung im Dienste einer abgekarteten Moral. Aber Ellen Key ist wenigstens so vernünftig, einen individuellen »Willen zum Besserwerden« vorauszusetzen. Ein Sozialdemokrat könnte das nicht. Er ruht auf einer »sozialen Grundlage« und vollzieht selbst den Beischlaf auf ihr. Ellen Key, sagt er, vergesse, wenn von der Beseitigung von Lastern die Rede ist, daß »Laster und Tugenden gesellschaftliche Produkte sind wie Anilin und Zucker, wie Emile Zola auf das erste Blatt seiner ‚Nana' schrieb«. Das dürfte ein Mißverständnis sein. Ich habe weder die »Nana« noch Taine, dessen Wort Zola zitiert, zur Hand. Aber abgesehen davon, daß Anilin und Zucker nur dann gesellschaftliche Produkte sein können, wenn die Fabrik, in der sie erzeugt werden, einer Aktiengesellschaft gehört, glaube ich auch nicht, daß Taine sich Laster und Tugenden als »gesellschaftliche« Produkte gedacht und damit jenem unpsychologischen Determinismus das Wort geredet hat, der verbohrter ist als die Auffassung, die sie unter das Joch persönlicher Verantwortung beugt. Es braucht auch kein Revolutionär zu kommen, um uns zuzurufen: Seid fruchtbar und vermehret euch! Ellen Keys Weltanschauung habe ursprünglich den Ausgangspunkt »das Kind« gehabt. »Schon dies sicherte ihren Gedanken den Beifall der Welt.« Ein Erfolg in den Augen des Weltumstürzers? Ja, er bekennt: »Mag alle Heiligkeit, alle revolutionäre Sehnsucht aus den Herzen geschwunden sein, der Gedanke an das Kind ist selbst in dem am meisten verwüsteten, stumpf und schmutzig gewordenen Innern des Menschen von heute heil und heilig geblieben. So kaputt, so fertig, so stumm in der Seele ist fast niemand, daß der Gedanke an das Kind nicht sehnsuchterweckend

wirken würde.« Fecondité-Stimmung, der sich Sozialdemokraten gern hingeben, nur daß sie sich dabei den Segen des Priesters wegdenken. Aber ist nicht gerade der »Gedanke an das Kind«, der doch nicht auf alle Menschen befeuernd wirkt, ist nicht diese bürgerliche Gattungstreue ein Beweis dafür, daß die »revolutionäre Sehnsucht aus den Herzen geschwunden« ist?...

Wien hat seelengevöllert. In allen Lagern. Die Bekenner ästhetischer Werte aber hatten das Nachsehen. Und wer bisher geglaubt hatte, daß der Zenith weiblicher Vollkommenheit erreicht sei, wenn sich Veränderlichkeit in tausend Formen der Anmut spiegelt, während der Mann seines Wesens feste Prägung offenbare, ward eines Besseren belehrt, und die Häßlichkeit empfing die tröstende Botschaft, daß für die Frau, ausschließlich für die Frau, Goethe's Wort gelte: »Nichts scheinen, aber alles sein«... Ich aber sage Euch: Nur wer goetheisch denkt, darf Goethe zitieren. Denn es steht geschrieben: Du sollst den Namen Goethes nicht eitel nennen!

Die Wiener Straße.

»Vor dem Strafrichter des Bezirksgerichtes Josefstadt, Gerichtssekretär Dr. Schachner, hatte sich gestern eine Witwe, Mutter von fünf Kindern, wegen Bettelns zu verantworten. Der Mann der armen Frau war am 6. März v. J. gestorben und ließ sie mit den Kindern vollständig mittellos zurück. Richter: Warum haben Sie gebettelt? — Angekl.: Ich war in so großer Not, daß ich für das Kind keine Milch hatte. — Richter: Wie viel Kinder haben Sie? — Angekl.: Fünf. — Der Richter verurteilte die Frau, die wegen Bettelns bereits dreimal vorbestraft ist, zu vierundzwanzig Stunden strengen Arrests. Als mildernd nahm er dabei ihre Notlage an. ‚Aber

3/05

SEELENV~~OLLHEIT~~ völlerei

März 1905

Wien war für eine Woche in »Seelenvollheit« ganz versunken. Das neue Wort stammt von Frau Ellen Key, die orpheusartig die wildesten Wiener Bestien verschiedener Parteirichtung zum Aufhorchen zwang. Sie einigten sich auf das Programm der Seelenvollheit. Wenn man die liberale Presse las, so mochte man wähnen, daß es ihr nie um etwas anderes zu tun gewesen sei, als um die Erhaltung der idealsten Güter der Menschheit, und das ‚Deutsche Volksblatt' gebärdete sich als eine der ältesten Key-Firmen. Aber ganz gepachtet hatten den Gast unsere Sozialpolitiker, Sozialwissenschaftler, Sozialethiker, kurz alle jene, die das Recht auf die Langweile dieses Lebens mit besonderer Überzeugung vertreten. So sah man denn Menschen, die nur einen Standpunkt und keinen Horizont haben, mit den völlig Urteilslosen, die bloß die Sensation lockt, zur Seelenandacht und zur Anbetung des Mütterlichkeitsideals vereinigt. Es war für eine Woche zu viel. Aber die Seelenvöllerei jener Kreise, in denen das Wort Monogamie mit »Einheirat« übersetzt wird und die sich im Inseratenwege nach jenen »sympathischen« Vorbedingungen erkundigen, die das Glück der kommenden Generation garantieren, könnte einem auch die harmlose Erregerin des Taumels unleidlich machen. Wie doch die leichte Faßlichkeit ein Ideal entwertet: das hohe Lied von Mütterlichkeit und Kinderseele spielt jedes Gedankenwerkel. Mit der Stärke des Widerstandes wächst der Wert des Ideals. An einem Ideal darf nichts erreichbar sein, als

das Martyrium. Wer offene Türen einrennt, braucht nicht zu fürchten, darf aber auch nicht hoffen, daß ihm die Fenster eingeschlagen werden. Der Philister vermag nur im Stofflichen die Idealität zu entdecken, darum nie etwa — im Schiller-Jahre sei's gesagt — dem himmel- und höllestürmenden Idealismus eines Frank Wedekind auf die Spur zu kommen. Und unsere Jugend scheint vor allem auf die Bequemlichkeit ihrer utopischen Wege, auf die Erreichbarkeit ihrer Ideale zu sehen. Wie viel Fett hat sie in wenigen Jahren angesetzt! Ihre »warmen Jünglinge« nannte Ellen Key die Studenten, die sie — im Herzen schon Familiengründer — sozialethisch angetoastet haben. Aber ihre Wärme ist nicht Feuersglut, sondern die Ofenwärme des Heims und die Brutwärme der Familie.

Ein warmer Jüngling ist auch, wer einst die Lügenberge der Menschheit mit dem Dynamit selbsterlebter, selbsterlittener Wahrheit sprengen wollte und nun sich bescheidet, an den Einrichtungen der bürgerlichen Gesellschaft programmatische Reparaturarbeit zu leisten. Kein Typus ist unsympathischer als der in die Sozialdemokratie »heimgefunden« hat. Den Anarchisten hören wir ihn, wie er in der Arbeiter-Zeitung Ellen Keys Wort gegen sich selbst zitiert: »Die meisten Menschen sind schon in mittleren Jahren geistig fett oder mager geworden, sie sind verhärtet oder vertrocknet, und mit vollem Rechte sieht die Jugend sie mit kalten, unsympathischen Blicken an«. Schwung braucht der Mensch. Ellen Key sei ohne Skeptizismus. »Ein Dichter«, ruft er, »der über die Wirkungslosigkeit seiner Worte nachdächte, könnte um allen Schwung kommen; ein Lehrer, der sich sagen würde, daß heute die Prostituierte oft eine entscheidendere Erziehung auf den Großstadtjüngling ausübt, könnte leicht seinen heißen Berufseifer verlieren«. Es braucht kein revolutionärer Geist vom Grabe herzukommen, uns das zu sagen. Um es zu beklagen, daß das »Laster«

seelenbildender sein kann, als eine Lebensführung im Dienste einer abgekarteten Moral. Aber Fräulein Ellen Key ist wenigstens so vernünftig, einen individuellen »Willen zum Besserwerden« vorauszusetzen. Ein Sozialdemokrat könnte das nicht. Er geht, steht und liegt auf einer »sozialen Grundlage« und vollzieht selbst den Beischlaf auf ihr. Ellen Key, sagt er, vergesse, wenn von der Beseitigung von Lastern die Rede ist, daß »Laster und Tugend gesellschaftliche Produkte sind, wie Anilin und Zucker«. Aber abgesehen davon, daß Anilin und Zucker nur dann gesellschaftliche Produkte sein können, wenn die Fabrik, in der sie erzeugt werden, einer Aktiengesellschaft gehört, glaube ich nicht, daß Taine sich Laster und Tugenden als »gesellschaftliche« Produkte gedacht und damit jenem unpsychologischen Determinismus das Wort geredet hat, der weit verbohrter ist als die Auffassung, die sie unter das Joch persönlicher Verantwortung beugt. Es braucht auch kein Revolutionär zu kommen, um uns zuzurufen: Seid fruchtbar und vermehret euch! Ellen Keys Weltanschauung preist er, denn sie habe ursprünglich den Ausgangspunkt »Das Kind« gehabt. »Schon dies sicherte ihren Gedanken den Beifall der Welt.« Ein Erfolg in den Augen des Weltumstürzers! Ja, er bekennt: »Mag alle Heiligkeit, alle revolutionäre Sehnsucht aus den Herzen geschwunden sein, der Gedanke an das Kind ist selbst in dem am meisten verwüsteten, stumpf und schmutzig gewordenen Innern des Menschen von heute heil und heilig geblieben. So kaputt, so fertig, so stumm in der Seele ist fast niemand, daß der Gedanke an das Kind nicht sehnsuchterweckend wirken würde.« Fecondité-Stimmung, der sich Sozialdemokraten gern hingeben; höchstens daß sie sich dabei den Segen des Priesters wegdenken. Aber ist nicht gerade der »Gedanke an das Kind«, der doch nicht auf alle Menschen befeuernd wirkt, ist nicht diese bürgerliche Gattungstreue ein Beweis dafür,

daß die »revolutionäre Sehnsucht aus den Herzen geschwunden« ist?

Wien hat seelengevöllert. In allen Lagern. Die Bekenner echterer Werte aber hatten das Nachsehen. Und wer bisher geglaubt hatte, daß der Zenith weiblicher Vollkommenheit erreicht sei, wenn sich Veränderlichkeit in tausend Formen der Anmut spiegelt, während der Mann seines Wesens feste Prägung offenbart, wurde eines Besseren belehrt, und die Häßlichkeit empfing aus dem Munde einer seelenvollen Schwätzerin die tröstende Botschaft, daß für die Frau, ausschließlich für die Frau, Goethes Wort gelte: »Nichts scheinen, aber alles sein« ... Ich aber sage euch: Nur wer goetheisch denkt, darf Goethe zitieren. Denn es steht geschrieben: Du sollst den Namen Goethes nicht eitel nennen!

März 1905

Seelenvöllerei

Wien war für eine Woche in »Seelenvollheit« ganz versunken. Das neue Wort stammt von Frau Ellen Key, die orpheusartig die wildesten Wiener Bestien verschiedener Parteirichtung zum Aufhorchen zwang. Sie einigten sich auf das Programm der Seelenvollheit. Wenn man die liberale Presse las, so mochte man wähnen, daß es ihr nie um etwas anderes zu tun gewesen sei, als um die Erhaltung der idealsten Güter der Menschheit, und das ‚Deutsche Volksblatt' gebärdete sich als eine der ältesten Key-Firmen. Aber ganz gepachtet hatten den Gast unsere Sozialpolitiker, Sozialwissenschaftler, Sozialethiker, kurz alle jene, die das Recht auf die Langweile dieses Lebens mit besonderer Überzeugung vertreten. So sah man denn Menschen, die nur einen Standpunkt und keinen Horizont haben, mit den Urteilslosen, die bloß die Sensation lockt, zur Seelenandacht und zur Anbetung des Mütterlichkeitsideals vereinigt. Es war für eine Woche zu viel. Aber die Seelenvöllerei jener Kreise, in denen das Wort Monogamie mit »Einheirat« übersetzt wird und die sich im Inseratenwege nach jenen »sympathischen« Vorbedingungen erkundigen, die das Glück der kommenden Generation garantieren, könnte einem auch die harmlose Erregerin des Taumels unleidlich machen. Wie doch die leichte Faßlichkeit ein Ideal entwertet: das hohe Lied von Mütterlichkeit und Kinderseele spielt jedes Gedankenwerkel. Mit der Stärke des Widerstandes wächst der Wert des Ideals.

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die . . . .

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich:

Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und dürftig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernsten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinzogen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zujauchzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist,

An einem Ideal darf nichts erreichbar sein, als das Martyrium. Wer offene Türen einrennt, braucht nicht zu fürchten, darf aber auch nicht hoffen, daß ihm die Fenster eingeschlagen werden. Der Philister vermag nur im Stofflichen die Idealität zu entdecken, darum nie etwa — im Schiller-Jahr sei's gesagt — dem himmel- und höllestürmenden Idealismus eins Frank Wedekind auf die Spur zu kommen. Und unsere Jugend scheint vor allem auf die Bequemlichkeit ihrer utopischen Wege, auf die Erreichbarkeit ihrer Ideale zu sehen. Wie viel Fett hat sie in wenigen Jahren angesetzt! »Ihre warmen Jünglinge« nannte Ellen Key die Studenten, die sie — im Herzen schon Familiengründer — sozialethisch angetoastet haben. Aber ihre Wärme ist nicht Feuersglut, sondern die Ofenwärme des Heims und die Brutwärme der Familie.

Ein warmer Jüngling ist auch, wer einst die Lügenberge der Menschheit mit dem Dynamit selbsterlebter, selbsterlittener Wahrheit sprengen wollte und nun sich bescheidet, an den Einrichtungen der bürgerlichen Gesellschaft programmatische Reparaturarbeit zu leisten. Kein Typus ist unsympathischer als der in die Sozialdemokratie »heimg'fundene« Anarchist. Hören wir ihn, wie er in der ‚Arbeiter-Zeitung' Ellen Keys Wort gegen sich selbst zitiert: »Die meisten Menschen sind schon in mittleren Jahren geistig fett oder mager geworden, sie sind verhärtet oder vertrocknet, und mit vollem Rechte sieht die Jugend sie mit kalten, unsympathischen Blicken an.« Schwung braucht der Mensch. Ellen Key sei ohne Skeptizismus. »Ein Dichter«, ruft er, »der über die Wirkungslosigkeit seiner Worte nachdächte, könnte um allen Schwung kommen; ein Lehrer, der sich sagen würde, daß heute die Prostituierte oft eine entscheidendere Erziehung auf den Großstadtjüngling ausübt, könnte leicht seinen Berufseifer verlieren«. Es braucht kein revolutionärer Geist vom Grabe

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die . . . .

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich:

Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und dürftig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernsten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinzogen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zujauchzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist,

herzukommen, uns das zu sagen. Um es zu beklagen, daß das »Laster« seelenbildender sein kann, als eine Lebensführung im Dienste einer abgekarteten Moral. Aber Fräulein Ellen Key ist wenigstens so vernünftig, einen individuellen »Willen zum Besserwerden« vorauszusetzen. Ein Sozialdemokrat könnte das nicht. Er geht, steht und liegt auf einer »sozialen Grundlage« und vollzieht selbst den Beischlaf auf ihr. Ellen Key, sagt er, vergesse, wenn von der Beseitigung von Lastern die Rede ist, daß »Laster und Tugend gesellschaftliche Produkte sind, wie Anilin und Zucker«. Aber abgesehen davon, daß Anilin und Zucker nur dann gesellschaftliche Produkte sein können, wenn die Fabrik, in der sie erzeugt werden, einer Aktiengesellschaft gehört, glaube ich nicht, daß Taine sich Laster und Tugenden als »gesellschaftliche« Produkte gedacht und damit jenem unpsychologischen Determinismus das Wort geredet hat, der weit verbohrter ist als die Auffassung, die sie unter das Joch persönlicher Verantwortung beugt. Es braucht auch kein Revolutionär zu kommen, um uns zuzurufen: Seid fruchtbar und vermehret euch! Ellen Keys Weltanschauung preist er, denn sie habe ursprünglich den Ausgangspunkt »Das Kind« gehabt. »Schon dies sicherte ihren Gedanken den Beifall der Welt.« Ein Erfolg in den Augen des Weltumstürzers. Ja, er bekennt: »Mag alle Heiligkeit, alle revolutionäre Sehnsucht aus den Herzen geschwunden sein, der Gedanke an das Kind ist selbst in dem am meisten verwüsteten, stumpf und schmutzig gewordenen Innern des Menschen von heute heil und heilig geblieben. So kaputt, so fertig, so stumm in der Seele ist fast niemand, daß der Gedanke an das Kind nicht sehnsuchterweckend wirken würde.« Fécondité-Stimmung, der sich Sozialdemokraten gern hingeben; höchstens daß sie sich dabei den Segen des Priesters wegdenken. Aber ist nicht gerade der »Gedanke an das Kind«, der

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verfügungskraft, die . . . .

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich:

Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer ausgesprochentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und dürftig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernsten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinzogen, die er »herzig« freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zujauchzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist,

doch nicht auf Menschen befeuernd wirkt, ist nicht diese bürgerliche Gattungstreue ein Beweis dafür, daß die »revolutionäre Sehnsucht aus den Herzen geschwunden« ist?

Wien hat seelengevöllert. In allen Lagern. Die Bekenner echterer Werte aber hatten das Nachsehen. Und wer bisher geglaubt hatte, daß der Zenith weiblicher Vollkommenheit erreicht sei, wenn sich Veränderlichkeit in tausend Formen der Anmut spiegelt, während der Mann seines Wesens feste Prägung offenbart, wurde eines besseren belehrt, und die Häßlichkeit empfing aus dem Munde einer seelenvollen Schwätzerin die tröstende Botschaft, daß für die Frau, ausschließlich für die Frau, Goethes Wort gelte: »Nichts scheinen, aber alles sein« . . . Ich aber sage euch: Nur wer goetheisch denkt, darf Goethe zitieren. Denn es steht geschrieben: Du sollst den Namen Goethes nicht eitel nennen!

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die . . . .

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich:

Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und dürftig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernsten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinzogen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zujauchzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist,

SEELENVOLLHEIT

März 1905

Wien war für eine Woche in »Seelenvollheit« ganz versunken. Das neue Wort stammt von Frau Ellen Key, die orpheusartig die wildesten Wiener Bestien verschiedener Parteirichtung zum Aufhorchen zwang. Sie einigten sich auf das Programm der Seelenvollheit. Wenn man die liberale Presse las, so mochte man wähnen, daß es ihr nie um etwas anderes zu tun gewesen sei, als um die Erhaltung der idealsten Güter der Menschheit, und das ‚Deutsche Volksblatt' gebärdete sich als eine der ältesten Key-Firmen. Aber ganz gepachtet hatten den Gast unsere Sozialpolitiker, Sozialwissenschaftler, Sozialethiker, kurz alle jene, die das Recht auf die Langweile dieses Lebens mit besonderer Überzeugung vertreten. So sah man denn Menschen, die nur einen Standpunkt und keinen Horizont haben, mit den völlig Urteilslosen, die bloß die Sensation lockt, zur Seelenandacht und zur Anbetung des Mütterlichkeitsideals vereinigt. Es war für eine Woche zu viel. Aber die Seelenvöllerei jener Kreise, in denen das Wort Monogamie mit »Einheirat« übersetzt wird und die sich im Inseratenwege nach jenen »sympathischen« Vorbedingungen erkundigen, die das Glück der kommenden Generation garantieren, könnte einem auch die harmlose Erregerin des Taumels unleidlich machen. Wie doch die leichte Faßlichkeit ein Ideal entwertet: das hohe Lied von Mütterlichkeit und Kinderseele spielt jedes Gedankenwerkel. Mit der Stärke des Widerstandes wächst der Wert des Ideals. An einem Ideal darf nichts erreichbar sein, als

das Martyrium. Wer offene Türen einrennt, braucht nicht zu fürchten, darf aber auch nicht hoffen, daß ihm die Fenster eingeschlagen werden. Der Philister vermag nur im Stofflichen die Idealität zu entdecken, darum nie etwa — im Schiller-Jahre sei's gesagt — dem himmel- und höllestürmenden Idealismus eines Frank Wedekind auf die Spur zu kommen. Und unsere Jugend scheint vor allem auf die Bequemlichkeit ihrer utopischen Wege, auf die Erreichbarkeit ihrer Ideale zu sehen. Wie viel Fett hat sie in wenigen Jahren angesetzt! Ihre »warmen Jünglinge« nannte Ellen Key die Studenten, die sie — im Herzen schon Familiengründer — sozialethisch angetoastet haben. Aber ihre Wärme ist nicht Feuersglut, sondern die Ofenwärme des Heims und die Brutwärme der Familie.

Ein warmer Jüngling ist auch, wer einst die Lügenberge der Menschheit mit dem Dynamit selbsterlebter, selbsterlittener Wahrheit sprengen wollte und nun sich bescheidet, an den Einrichtungen der bürgerlichen Gesellschaft programmatische Reparaturarbeit zu leisten. Kein Typus ist unsympathischer als der in die Sozialdemokratie »heimg'funden« hat. Der Anarchist, hören wir ihn, wie er in der ‚Arbeiter-Zeitung' Ellen Keys Wort gegen sich selbst zitiert: »Die meisten Menschen sind schon in mittleren Jahren geistig fett oder mager geworden, sie sind verhärtet oder vertrocknet, und mit vollem Rechte sieht die Jugend sie mit kalten, unsympathischen Blicken an«. Schwung braucht der Mensch. Ellen Key sei ohne Skeptizismus. »Ein Dichter«, ruft er, »der über die Wirkungslosigkeit seiner Worte nachdächte, könnte um allen Schwung kommen; ein Lehrer, der sich sagen würde, daß heute die Prostituierte oft eine entscheidendere Erziehung auf den Großstadtjüngling ausübt, könnte leicht seinen heißen Berufseifer verlieren«. Es braucht kein revolutionärer Geist vom Grabe herzukommen, uns das zu sagen. Um es zu beklagen, daß das »Laster«

seelenbildender sein kann, als eine Lebensführung im Dienste einer abgekarteten Moral. Aber Fräulein Ellen Key ist wenigstens so vernünftig, einen individuellen »Willen zum Besserwerden« vorauszusetzen. Ein Sozialdemokrat könnte das nicht. Er geht, steht und liegt auf einer »sozialen Grundlage« und vollzieht selbst den Beischlaf auf ihr. Ellen Key, sagt er, vergesse, wenn von der Beseitigung von Lastern die Rede ist, daß »Laster und Tugend gesellschaftliche Produkte sind, wie Anilin und Zucker«. Aber abgesehen davon, daß Anilin und Zucker nur dann gesellschaftliche Produkte ~~sein können~~, wenn die Fabrik, in der sie erzeugt werden, einer Aktiengesellschaft gehört, glaube ich nicht, daß Taine sich Laster und Tugenden als »gesellschaftliche« Produkte gedacht und damit jenem unpsychologischen Determinismus das Wort geredet hat, der weit verbohrter ist als die Auffassung, die sie unter das Joch persönlicher Verantwortung beugt. Es braucht auch kein Revolutionär zu kommen, um uns zuzurufen: Seid fruchtbar und vermehret euch! Ellen Keys Weltanschauung preist er, denn sie habe ursprünglich den Ausgangspunkt »Das Kind« gehabt. »Schon dies sicherte ihren Gedanken den Beifall der Welt.« Ein Erfolg in den Augen des Weltumstürzers! Ja, er bekennt: »Mag alle Heiligkeit, alle revolutionäre Sehnsucht aus den Herzen geschwunden sein, der Gedanke an das Kind ist selbst in dem am meisten verwüsteten, stumpf und schmutzig gewordenen Innern des Menschen von heute heil und heilig geblieben. So kaputt, so fertig, so stumm in der Seele ist fast niemand, daß der Gedanke an das Kind nicht sehnsuchterweckend wirken würde.« Fecondité-Stimmung, der sich Sozialdemokraten gern hingeben; höchstens daß sie sich dabei den Segen des Priesters wegdenken. Aber ist nicht gerade der »Gedanke an das Kind«, der doch nicht auf alle Menschen befeuernd wirkt, ist nicht diese bürgerliche Gattungstreue ein Beweis dafür,

daß die »revolutionäre Sehnsucht aus den Herzen geschwunden« ist?

Wien hat seelengevöllert. In allen Lagern. Die Bekenner echterer Werte aber hatten das Nachsehen. Und wer bisher geglaubt hatte, daß der Zenith weiblicher Vollkommenheit erreicht sei, wenn sich Veränderlichkeit in tausend Formen der Anmut spiegelt, während der Mann seines Wesens feste Prägung offenbart, wurde eines Besseren belehrt, und die Häßlichkeit empfing aus dem Munde einer seelenvollen Schwätzerin die tröstende Botschaft, daß für die Frau, ausschließlich für die Frau, Goethe's Wort gelte: »Nichts scheinen, aber alles sein« ... Ich aber sage euch: Nur wer goetheisch denkt, darf Goethe zitieren. Denn es steht geschrieben: Du sollst den Namen Goethes nicht eitel nennen!

geschrieben, überlässt. Und so muss er sich's wohl auch gefallen lassen, dass von klobigen Händen ein Maßstab an sein Schaffen gelegt wird, den es nicht verlangt und den es nicht verträgt. Ein Thor, wer sich mit dem Tode in Gegenwart des Volkstheaterpremièrenhaufens unterhält! Der Edelmann, dessen Kammerdiener selbst die Sprache der Cultur spricht, begibt sich nicht ohne üble Erfahrung in so schlechte Gesellschaft. Vom Gelderwerb — seine Begierde noch im Antlitz — ist sie zum Theatergenuss gestürmt, schnauft ihre Katarrhe aus und hört der Beichte über ein ungelebtes Leben mit geringer Theilnahme zu. Und wenn dann das erste Murmeln von einem entfernten Verständnis durch die Parquetreihen geht, so gilt es der Klage des lebensfremden Thoren: »Wo andere nehmen, andere geben, blieb ich beiseit', im Innern stumm geboren!« ... So lebensfremd und solche Thoren sind die Premièrenbesucher des Deutschen Volkstheaters nicht! Und sie zischen.

* * *

NORDAU: LAOKOON oder UEBER DIE GRENZEN DER ~~SCHREIBEREI~~ UND FRECHHEIT.

Wenn ich an den Vorwurf der »Respectlosigkeit« denke, den bejahrte Kritiker den jüngeren Literaturgemeinden immer wieder entgegenschleudern, so möchte ich die Herren fragen, wie sie sich eigentlich mit der Nachbarschaft ihres Feuilletongenossen Max Nordau abgefunden haben. Gibt es einen Eckstein der Literatur- und Kunstentwicklung, an dem dieser saubere Herr nicht schon seine kritische Nothdurft verrichtet hätte? Seht: Er, der dem Umwerter aller Werte aufs Grab zu speien sich erkühnt hat, ist seit Jahren daran, alle Werte zu entwerten. Und die bourgeoise Welt, die in Entsetzen geräth, wenn einer es wagt, aufgestelzte Modegrößen zu verkleinern, sie jubelt, wenn der cholerische Herr aus ~~Paris~~ Budapest,

verbittert durch den Mangel einer ärztlichen Praxis und durch die Aussichtslosigkeit ~~des Zionismus~~ im Reiche der Unsterblichkeit herumzuspucken beginnt. Wir anderen müssen wahrlich noch froh sein, wenn er sich damit bescheidet, seine Wuth an lebendigen Großen auszulassen: Ibsen — Faselhans, Zola — Schweinkerl (versteht sich, bloß bis zum J'accuse), Maeterlinck — Trottel u. s. w. Schlimmer wird's, wenn er sich an Denkmälern und frischen Gräbern zu schaffen macht. Aber die ~~Geduld~~ des Stammpublicums der ‚Neuen Freien Presse' ist unermesslich wie die Geschmacklosigkeit ~~der~~ Redacteure, ~~die in Herrn Nordau wohl gar eine »interessante Individualität« gefangen zu haben wähnen. Und~~ wovor man in Wien besonderen Respect hat, das ist die medicinische Tiefgründigkeit, die die künstlerischen Untersuchungen des Herrn Nordau auszeichnet. Er ordiniert wöchentlich einmal im Feuilletontheil ~~der ‚Neuen Freien Presse'~~ schickt die Leute, ~~die seiner Behandlung überliefert sind,~~ ins Spital oder ins Irrenhaus, und bewährt einen klinischen Blick, um den ihn Hofrath Nothnagel beneiden könnte. Neulich hat er sich ~~sogar~~ als Chirurgen versucht. Und wie das kam und mit welchem Erfolge es geschah, will ich im Folgenden erzählen. Nur so viel sei gleich vorweggenommen: Laokoon - Gruppe: Schlangenbiss — Verwundung zweiten Grades. Leichter »örtlicher Schmerz«, kein Fieber. Patient leidet nicht, wie College Lessing meint, und dürfte mit dem Leben davonkommen . . .

Herr Nordau hat eine »Italienische Reise« unternommen. Das hat sich an denen, die daheim blieben, bitter gerächt. Herr Nordau that eine Reise, missdeutete das Sprichwort und fühlte die Verpflichtung, etwas zu erzählen. Vier Feuilletons! Was hat's da alles zum Niederreißen gegeben! Welche Fülle antiker Nichtswürdigkeiten, über die dem Publicum endlich die Augen geöffnet werden müssen! Pompeji fand Herr Nordau, wie er uns berichtet, bereits zerstört vor. So

möchte er es wenigstens wieder aufbauen helfen. »Eins ist mir«, ruft er angesichts dieses Trümmerfeldes, »immer unverständlich geblieben. Da war eine blühende Stadt von etwa 30.000 offenbar meist wohlhabenden Einwohnern. Bei der Zerstörung sind höchstens einige Hundert von ihnen umgekommen. Die übrigen retteten sich. Der Ausbruch des Vesuvs dauerte nur einige Tage; dann war wieder Ruhe und Friede in der Gegend. Die Aschen- und Bimssteindecke war an vielen Orten nur meter-, an den tiefstbegrabenen Stellen höchstens drei Meter dick. Wie kommt es, dass diese dreißigtausend Obdachlosen nicht schon nach vierzehn Tagen den Wunsch hatten, in ihre wohlgebauten, schönen, noch heute erhaltenen, damals mit geringer Mühe wieder herzustellenden Häuser zurückzukehren..?« Zum erstenmal seit neunzehn Jahrhunderten wird in dieser Angelegenheit ein praktischer Gedanke ausgesprochen, und die seit damals kopflosen Einwohner von Pompeji werden ihn schleunigst aufgreifen müssen. Es ist in der That erstaunlich, dass in der langen Zeit auch nicht ein einziger gescheiter Mensch aufgestanden ist, der die Leute darüber aufgeklärt hat, dass sie wenigstens bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts keine Wiederkehr einer ähnlichen Katastrophe, wie der im kurzen Zeitraum von 16 Jahren wiederholten Heimsuchung, zu erwarten hätten. Wenn die ‚Neue Freie Presse' demnächst ihren Lesern melden wird, dass in italienischen Regierungskreisen der Gedanke »ventiliert« werde, den Vesuv abzutragen, so werden sie es glauben. Aber solcher Maßnahmen bedarf's nicht. Der Vesuv ist längst zahm geworden, er speit selbst dann nicht mehr, wenn ein Vertreter der ‚Neuen Freien Presse' nach Pompeji kommt, und die

Im ‚Fremdenblatt' war einst wörtlich das folgende von einem gutgelaunten Mitarbeiter übersandte Telegramm zu lesen: »Reichenau. Die hiesige Gemeinde hat den Beschluss gefasst, demnächst die Raxalpe abzutragen, um dem Erzherzog Karl Ludwig den Ausblick von seiner Villa auf die Umgegend zu erleichtern.«

Verunreinigung antiker Kunstwerke hat er loyalerweise eben jenem Herrn Max Nordau überlassen, der eine gute Gelegenheit hiezu schon am nächsten Tage fand, als er in der Ewigen Stadt der Laokoon-Gruppe ansichtig wurde.

Vorerst noch ein Kopfzerbrechen darüber, »was mit den Tausenden von Münzen geschieht«, die die Rompilger täglich in die wunderwirkenden Wasser der Fontana Trevi werfen. Sodann ein Feilschen mit einem armen Verkäufer am Corso, der für eine Camée zwölf Francs fordert, aber von Herrn Nordau nur vier erhält; — dann raschen Schrittes zur Aufklärung des Publicums über Laokoon und den Moses des Michelangelo.

Da gab's einmal einen Herrn Winckelmann, der im Jahre 1751 »von der Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst« schrieb und also meinte: »So wie die Tiefe des Meeres allezeit ruhig bleibt, die Oberfläche mag auch noch so wüthen, ebenso zeigt der Ausdruck in den Figuren der Griechen bei allen Leidenschaften eine große und gesetzte Seele. Diese Seele schildert sich in dem Gesichte des Laokoon, und nicht in dem Gesichte allein, bei den heftigsten Leiden. Der Schmerz, welcher sich in allen Muskeln und Sehnen des Körpers entdeckt, und den man ganz allein, ohne das Gesicht und andere Theile zu betrachten, an dem schmerzlich eingezogenen Unterleibe beinahe selbst zu empfinden glaubt; dieser Schmerz, sage ich, äußert sich dennoch mit keiner Wuth in dem Gesichte und in der ganzen Stellung. Er erhebt kein schreckliches Geschrei, wie Virgil von seinem Laokoon singt; die Oeffnung des Mundes gestattet es nicht: es ist vielmehr ein ängstliches und beklemmtes Seufzen, wie es Sadolet beschreibt. Der Schmerz des Körpers und die Größe der Seele sind durch den ganzen Bau der Figur mit gleicher Stärke ausgetheilt und gleichsam abgewogen. Laokoon leidet, aber er leidet wie des

Sophokles Philoktet: sein Elend geht uns bis an die Seele; aber wir wünschten, wie dieser große Mann das Elend ertragen zu können.« Und Lessing sagte, die Bemerkung, dass der Schmerz sich in dem Gesichte des Laokoon mit derjenigen Wuth nicht zeige, »welche man bei der Heftigkeit desselben vermuthen sollte«, sei vollkommen richtig. Aber Lessing erkennt einen anderen Grund, warum Laokoons Schmerz sich nicht durch Schreien äußere. Das Schreien könne »bei Empfindung körperlichen Schmerzes, besonders nach der alten griechischen Denkungsart, gar wohl mit einer großen Seele bestehen«. Und der Ausdruck einer solchen Seele kann nach Lessing nicht Ursache sein, warum der Künstler »in seinem Marmor dieses Schreien nicht nachahmen« wollte. Virgils Laokoon verdiene den »missbilligenden Seitenblick« Winckelmanns nicht, und Philoktet schreie wirklich. Und dann kommen die vielleicht auch Herrn Nordau bekannten »Grenzen der Malerei und Poesie«. »Wenn der Künstler wohl that, dass er den Laokoon nicht schreien ließ, so that der Dichter ebenso wohl, dass er ihn schreien ließ.« Man weiß, Lessing sucht den nicht schreienden, bloß seufzenden Laokoon ästhetisch zu erklären; den Schmerz leugnet er ebensowenig wie Winckelmann. Aus ästhetischen Gründen hat nach Lessing der Bildner auch die Arme freigelassen; »durch die Ringe der Schlangen fest an den Körper geschlossen, würden sie Frost und Tod über die ganze Gruppe verbreitet haben« ... Nach Lessing und Winckelmann haben sich bis zu Nordau noch viele Kunstforscher, Archäologen und Anatomen mit der Mundöffnung Laokoons beschäftigt. Welcker sagt, es lasse sich nicht behaupten, dass der Mund nicht zum Schreien geöffnet sei; Brunn erklärt, dass Laokoon wirkliche Schmerzenslaute ausstoße, wenn es auch kein wildes, maßloses Schreien sei; Overbeck meint, die Mundstellung Laokoons könne als ein Schreien, Jammern oder bloßes Stöhnen aufgefasst werden; und Henke versichert,

der dargestellte Moment sei der Ruhepunkt zwischen Inspiration und Exspiration des Seufzers, die Oeffnung des Mundes sei nicht auf die Tonbildung zu beziehen, sondern diene zur Einziehung und späteren Ausstoßung der Luft; von einem wirklichen Schreien könne keine Rede sein.

Vom Anatomen Henke ist der Weg nicht weit zum praktischen Arzte Dr. Max Nordau. Ein Blick auf den zweitausendjährigen Patienten, und die Diagnose ist gestellt: Laokoon leidet überhaupt nicht. Gewohnheitssimulant! Er mag wohl einen »örtlichen Schmerz« verspüren, aber der will bei einer Natur wie Laokoon nichts bedeuten und kann den Mann höchstens bestimmen, nach dem Halse des Ungeheuers von Tenedos zu fassen. »Im übrigen aber verhält er sich ganz passiv. Er versucht nicht, sich der Umklammerung zu erwehren.« Uebrigens keine Rede von einer Umklammerung! »Die Schlange windet sich nicht um Laokoon, sondern sie streift nur seinen Rücken.« »Sie umschlingt wohl seinen linken Unter- und rechten Oberschenkel, aber so lose, dass er noch nicht unter dem Drucke leiden kann.« Was der Vesuv für Pompeji bedeutet hat, war die Schlange für Laokoon: nichts. Herr Nordau gibt zu, dass man den Laokoon »gewöhnlich so auffasst,« als wäre er im Kampfe mit der Schlange begriffen und schriee vor Schmerz auf: »Es ist mir unbegreiflich, wie diese Auffassung entstehen konnte. Die Gruppe zeigt nämlich nichts von alledem.« Das Gesicht drücke überhaupt keinen physischen Schmerz aus; aber nicht, wie Lessing meine, weil ein schmerzverzerrtes Gesicht unschön ist, und nicht, wie Winckelmann meint, weil große Seelen still dulden, sondern einfach: weil Laokoon »keinen physischen Schmerz empfindet«. Und die freien Arme? Nun, »die Rechte macht keine Bewegung, die Schlange zurückzustoßen, sondern ist thatlos zum Himmel erhoben«. Somit die Deutung des Werkes: Nicht Kampf eines Menschen mit einer Schlange, sondern die »Auf-

lehnung eines Sterblichen gegen die Götter«. Laokoon empört sich gegen die Macht, die der Schlange gebietet. Er braucht die Rechte, um gen Himmel zu drohen. . . . Nun, Herr Nordau mag ja von seinem ~~zionistischen~~ Standpunkte nicht Unrecht haben, wenn er der Meinung ist, dass in allen Lebenslagen und selbst im Momente der Todesgefahr die Hände ausschließlich zum Reden da sind. Aber wenn er sich zur Erklärung der ganzen Gruppe auf die erhobene Rechte Laokoons beruft, so wird ihm jeder Gymnasiast die Blamage nachweisen können. Laokoön als »das Werk eines Freidenkers« hinzustellen und für die liberale Weltanschauung — Laokoon lästert die Gottheit und redet mit den Händen — zu reclamieren, war etwas ungeschickt: Herr Nordau kann in jeder Kunstgeschichte nachlesen, dass die »zum Himmel thatlos erhobene Rechte«, die ihn zu seinem insolenten, alle bisherigen wohldurchdachten und tiefbegründeten Auffassungen umstürzenden Urtheile verführt hat, eine aus dem 17. Jahrhundert stammende Ergänzung des Armes (in Stuck) vorstellt, die die pyramidale Zuspitzung der Gruppe geradezu stört. So bleibt wohl nichts übrig, als die Schöpfung dem Bereiche freisinnigen Denkens wieder zu entrücken und für specifisch ~~zionistische~~ Zwecke zu verwerten. Dazu reicht die linke Hand vollständig aus, und Laokoon, den die Schlange, wie Herr Nordau versichert, »bloß in die linke Hüfte« gebissen hat, ~~hat kein anderes Gefühl~~ als das dringende Bedürfnis, sich an der Stelle des Bisses zu kratzen . .

Und der Moses des Michelangelo, zu dem sich Herr Nordau befriedigt wandte, scheint ihm auch etwas ganz anderes auszudrücken als allen übrigen Menschen. »Moses sieht auf das Gesindel hinab, das um das goldene Kalb tanzt, kaum dass er den Rücken gewendet hat«: er betrachtet das Treiben dieser Vorläufer des Economisten, aber es ist nicht Zorn, was aus dem Titanenantlitz spricht, eher »Mitleid mit sich selbst, mit dem hohen Genie, das sich für solches Volk opfert«. Er »hat sich an Unwürdige weggeworfen« . . . So muss

auch Max Nordau, der dasselbe Volk aus der Knechtschaft führen wollte, einsehen, dass das Feuilletonschreiben für die ‚Neue Freie Presse' doch ein einträglicheres Geschäft ist. Aber er unterscheidet sich von Moses, indem er nicht nur wie jener ‚die Tragödie des Bankbruches der Nächstenliebe in einer stolzen, selbstbewussten Seele' erlebt, sondern auch den Bruch der jüdischen Nationalbank.

Ich verzeichne im Folgenden eine ganz sonderbare Nachricht, die mir jüngst aus Paris zugekommen ist, und schicke voraus, dass ich, von der Verlässlichkeit meines Gewährsmannes überzeugt, dennoch eine amtliche Berichtigung erwarte und erhoffe. Ich werde sie, da der Inhalt der Nachricht jeden für das Ansehen dieses Staates im Ausland Besorgten mit Kummer und Scham erfüllen muss, gern zum Abdruck bringen. Ich werde vielleicht auch dann noch dem Gewährsmann mehr glauben als der Berichtigung; aber dass sie erfolgt, wird mir ein erfreulicher Beweis sein, dass man die Verpflichtung zur Scham erkannt hat und bemüht ist, das Aergernis wenigstens vor dem Inlande zu verbergen. Die Nachricht betrifft Herrn Berthold Frischauer, den Pariser Correspondenten der ‚Neuen Freien Presse', und die Berichtigung wird von unserer Pariser Botschaft oder von dem Ministerium des Aeußern geschickt werden müssen. Herr Frischauer ist — ich habe die Geschichte einmal erzählt — wegen übler Sitten und wegen einer läppischen Intrigue aus Frankreich ausgewiesen worden. Seine Beschimpfungen der Republik, deren Sprache er zwar nicht verstand, deren Politik ihm aber missfiel, haben ihm diese

NORDAU: LAOKOON ODER ÜBER DIE GRENZEN DER IGNORANZ UND FRECHHEIT

Januar 1901

Wenn ich an den Vorwurf der »Respektlosigkeit« denke, den bejahrte Kritiker den jüngeren Literaturgemeinden immer wieder entgegenschleudern, so möchte ich die Herren fragen, wie sie sich eigentlich mit der Nachbarschaft ihres Feuilletongenossen Max Nordau abgefunden haben. Gibt es einen Eckstein der Literatur- und Kunstentwicklung, an dem dieser saubere Herr nicht schon seine kritische Notdurft verrichtet hätte? Seht: Er, der dem Umwerter aller Werte aufs Grab zu speien sich erkühnt hat, ist seit Jahren daran, alle Werte zu entwerten. Und die bourgeoise Welt, die in Entsetzen gerät, wenn einer es wagt, aufgestelzte Modegrößen zu verkleinern, sie jubelt, wenn der choflerische Herr aus Budapest, verbittert durch den Mangel einer ärztlichen Praxis in Paris und durch die Aussichtslosigkeit einer Staatsgründung in Palästina, im Reiche der Unsterblichkeit herumzuspucken beginnt. Wir anderen müssen wahrlich noch froh sein, wenn er sich damit bescheidet, seine Wut an lebendigen Großen auszulassen: Ibsen — Faselhans, Zola — Schweinkerl (versteht sich, bloß bis zum J'accuse), Maeterlinck — Trottel u. s. w. Schlimmer wird's, wenn er sich an Denkmälern und frischen Gräbern zu schaffen macht. Aber der Langmut des Stammpublikums der ‚Neuen Freien Presse' ist unermeßlich wie die Geschmacklosigkeit ihrer Redakteure, und wovor man in Wien besonderen Respekt hat, das ist die

medizinische Tiefgründigkeit, die die künstlerischen Untersuchungen des Herrn Nordau auszeichnet. Er ordiniert wöchentlich einmal im Feuilletonteil, schickt die Dichter ins Spital oder ins Irrenhaus und bewährt einen klinischen Blick, um den ihn Hofrat Notnagel beneiden könnte. Neulich aber hat er sich gar als Chirurgen versucht. Und wie das kam und mit welchem Erfolge es geschah, will ich im Folgenden erzählen. Nur so viel sei gleich vorweggenommen: Laokoon-Gruppe: Schlangenbiß — Verwundung zweiten Grades. Leichter »örtlicher Schmerz«, kein Fieber. Patient leidet nicht, wie Kollege Lessing meint und dürfte mit dem Leben davonkommen . . .

Herr Nordau hat eine »Italienische Reise« unternommen. Das hat sich an denen, die daheim blieben, bitter gerächt. Herr Nordau tat also eine Reise, mißdeutete das Sprichwort und fühlte die Verpflichtung, etwas zu erzählen. Vier Feuilletons! Was hat's da alles zum Niederreißen gegeben! Welche Fülle antiker Nichtswürdigkeiten, über die dem Publikum endlich die Augen geöffnet werden müssen! Pompeji fand Herr Nordau, wie er uns berichtet, bereits zerstört vor. So möchte er es wenigstens wieder aufbauen helfen. »Eins ist mir«, ruft er angesichts dieses Trümmerfeldes, »immer unverständlich geblieben. Da war eine blühende Stadt von etwa 30.000 offenbar meist wohlhabenden Einwohnern. Bei der Zerstörung sind höchstens einige Hundert von ihnen umgekommen. Die übrigen retteten sich. Der Ausbruch des Vesuvs dauerte nur einige Tage; dann war wieder Ruhe und Friede in der Gegend. Die Aschen- und Bimssteindecke war an vielen Orten nur meter-, an den tiefstbegrabenen Stellen höchstens drei Meter dick. Wie kommt es, daß diese dreißigtausend Obdachlosen nicht schon nach vierzehn Tagen den Wunsch hatten, in ihre wohlgebauten, schönen, noch heute erhaltenen, damals

mit geringer Mühe wieder herzustellenden Häuser zurückzukehren . . .?« Zum erstenmal seit neunzehn Jahrhunderten wird in dieser Angelegenheit ein praktischer Gedanke ausgesprochen und die seit damals kopflosen Einwohner von Pompeji werden ihn schleunigst aufgreifen müssen. Es ist in der Tat erstaunlich, daß in der langen Zeit auch nicht ein einziger gescheiter Mensch aufgestanden ist, der den Leuten gesagt hat, daß sie wenigstens bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts keine Wiederkehr einer ähnlichen Katastrophe, wie der im kurzen Zeitraum von 16 Jahren wiederholten Heimsuchung zu erwarten hätten. Wenn die ‚Neue Freie Presse' demnächst ihren Lesern melden wird, daß in italienischen Regierungskreisen der Gedanke »ventiliert« werde, den Vesuv abzutragen, so werden sie es glauben. War denn nicht einst im ‚Fremdenblatt' jenes berühmte Telegramm zu lesen durch das ein gutgelaunter Mitarbeiter die Tragfähigkeit seiner Redaktion erproben wollte: »Reichenau. Die hiesige Gemeinde hat den Beschluß gefaßt, demnächst die Raxalpe abzutragen, um dem Erzherzog Karl Ludwig den Ausblick von seiner Villa auf die Umgegend zu erleichtern.« Aber zu solchem Unternehmen rät die ‚Neue Freie Presse' nicht. Der Vesuv ist längst zahm geworden, er speit selbst dann nicht mehr, wenn ein Vertreter der Wiener Journalistik nach Pompeiji kommt und die Verunreinigung antiker Kunstwerke hat er loyalerweise eben jenem Herrn Max Nordau überlassen, der eine gute Gelegenheit hiezu schon am nächsten Tage fand, als er in der Ewigen Stadt der Laokoon-Gruppe ansichtig wurde.

Vorerst noch ein Kopfzerbrechen darüber, »was mit den Tausenden von Münzen geschieht«, die die Rompilger täglich in die wunderwirkenden Wasser der Fontana Trevi werfen. Sodann ein Feilschen mit einem armen Verkäufer am Corso, der für eine Camée zwölf Francs fordert, aber von Herrn Nordau nur vier erhält;

— dann raschen Schrittes zur Aufklärung des Publikums über Laokoon und den Moses des Michelangelo.

Da gab's einmal einen Herrn Winckelmann, der im Jahre 1751 »von der Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst« schrieb und also meinte: »So wie die Tiefe des Meeres allezeit ruhig bleibt, die Oberfläche mag auch noch so wüten, ebenso zeigt der Ausdruck in den Figuren der Griechen bei allen Leidenschaften eine große und gesetzte Seele. Diese Seele schildert sich in dem Gesichte des Laokoon und nicht in dem Gesichte allein, bei den heftigsten Leiden. Der Schmerz, welcher sich in allen Muskeln und Sehnen des Körpers entdeckt, und den man ganz allein, ohne das Gesicht und andere Teile zu betrachten, an dem schmerzlich eingezogenen Unterleibe beinahe selbst zu empfinden glaubt; dieser Schmerz, sage ich, äußert sich dennoch mit keiner Wut in dem Gesichte und in der ganzen Stellung. Er erhebt kein schreckliches Geschrei, wie Virgil von seinem Laokoon singt; die Öffnung des Mundes gestattet es nicht: es ist vielmehr ein ängstliches und beklemmtes Seufzen, wie es Sadolet beschreibt. Der Schmerz des Körpers und die Größe der Seele sind durch den ganzen Bau der Figur mit gleicher Stärke ausgeteilt und gleichsam abgewogen. Laokoon leidet, aber er leidet wie des Sophokles Philoktet: sein Elend geht uns bis an die Seele; aber wir wünschten, wie dieser große Mann das Elend ertragen zu können.« Und Lessing sagte, die Bemerkung, daß der Schmerz sich in dem Gesichte des Laokoon mit derjenigen Wut nicht zeige, »welche man bei der Heftigkeit desselben vermuten sollte«, sei vollkommen richtig. Aber Lessing erkennt einen anderen Grund, warum Laokoons Schmerz sich nicht durch Schreien äußere. Das Schreien könne »bei Empfindung körperlichen Schmerzes, besonders nach der alten griechischen Denkungsart, gar wohl mit einer

großen Seele bestehen.« Und der Ausdruck einer solchen Seele kann nach Lessing nicht Ursache sein, warum der Künstler »in seinem Marmor dieses Schreiben nicht nachahmen« wollte. Virgils Laokoon verdiene den »mißbilligenden Seitenblick« Winckelmanns nicht und Philoktet schreie wirklich. Und dann kommen die vielleicht auch Herrn Nordau bekannten »Grenzen der Malerei und Poesie«. »Wenn der Künstler wohl tat, daß er den Laokoon nicht schreien ließ, so tat der Dichter ebenso wohl, daß er ihn schreien ließ.« Man weiß, Lessing sucht den nicht schreienden, bloß seufzenden Laokoon ästhetisch zu erklären; den Schmerz leugnet er ebensowenig wie Winkelmann. Aus ästhetischen Gründen hat nach Lessing der Bildner auch die Arme freigelassen; »durch die Ringe der Schlangen fest an den Körper geschlossen, würden sie Frost und Tod über die ganze Gruppe verbreitet haben« . . . Nach Lessing und Winkelmann haben sich bis zu Nordau noch viele Kunstforscher, Archäologen und Anatomen mit Laokoons Mundöffnung beschäftigt. Es genügt nachzuschlagen. Welcher sagt, es lasse sich nicht behaupten, daß der Mund nicht zum Schreien geöffnet sei; Brunn erklärt, daß Laokoon wirkliche Schmerzenslaute ausstoße, wenn es auch kein wildes, maßloses Schreien sei; Overbeck meint, die Mundstellung Laokoons könne als ein Schreien, Jammern oder bloßes Stöhnen aufgefaßt werden; und Henke versichert, der dargestellte Moment sei der Ruhepunkt zwischen Inspiration und Exspiration des Seufzers, die Öffnung des Mundes sei nicht auf die Tonbildung zu beziehen, sondern diene zur Einziehung und späteren Ausstoßung der Luft; von einem wirklichen Schreien könne keine Rede sein.

Vom Anatomen Henke ist der Weg nicht weit zum praktischen Arzte Dr. Max Nordau. Ein Blick auf den zweitausendjährigen Patienten und die Diagnose ist gestellt: Laokoon leidet überhaupt nicht. Gewohnheitssimulant! Er mag wohl einen »örtlichen

Schmerz« verspüren, aber der will bei einer Natur wie Laokoon nichst bedeuten und kann den Mann höchstens bestimmen, nach dem Halse des Ungeheuers von Tenedos zu fassen. »Im übrigen aber verhält er sich ganz passiv. Er versucht nicht, sich der Umklammerung zu erwehren.« Übrigens keine Rede von einer Umklammerung! »Die Schlange windet sich nicht um Laokoon, sondern sie streift nur seinen Rücken.« »Sie umschlingt wohl seinen linken Unter- und rechten Oberschenkel, aber so lose, daß er noch nicht unter dem Drucke leiden kann.« Was der Vesuv für Pompeji bedeutet hat, war die Schlange für Laokoon: nichts. Herr Nordau gibt zu, daß man den Laokoon »gewöhnlich so auffaßt«, als wäre er im Kampfe mit der Schlange begriffen und schriee vor Schmerz auf: »Es ist mir unbegreiflich, wie diese Auffassung entstehen konnte. Die Gruppe zeigt nämlich nichts von alledem.« Das Gesicht drücke überhaupt keinen physischen Schmerz aus; aber nicht, wie Lessing meine, weil ein schmerzverzerrtes Gesicht unschön ist und nicht, wie Winkelmann meint, weil große Seelen still dulden, sondern einfach: weil Laokoon keinen physischen Schmerz empfindet«. Und die freien Arme? Nun, »die Rechte macht keine Bewegung, die Schlange zurückzustoßen, sondern ist tatlos zum Himmel erhoben.« Somit die Deutung des Werkes: Nicht Kampf eines Menschen mit einer Schlange, sondern die »Auflehnung eines Sterblichen gegen die Götter.« Laokoon empört sich gegen die Macht, die der Schlange gebietet. Er braucht die Rechte, um gen Himmel zu drohen ... Nun, Herr Nordau mag ja von seinem Standpunkte nicht Unrecht haben, wenn er der Meinung ist, daß in allen Lebenslagen und selbst im Momente der Todesgefahr die Hände ausschließlich zum Reden da sind. Aber wenn er sich zur Erklärung der ganzen Gruppe auf die erhobene Rechte Laokoons beruft, so wird ihm

jeder Gymnasiast die Blamage nachweisen können. Laokoon als »das Werk eines Freidenkers« hinzustellen und für die liberale Weltanschauung — Laokoon lästert die Gottheit und redet mit den Händen — zu reklamieren, war etwas ungeschickt: Herr Nordau kann in jeder Kunstgeschichte nachlesen, daß die »zum Himmel tatlos erhobene Rechte«, die ihn zu seinem insolenten, alle bisherigen wohldurchdachten und tiefbegründeten Auffassungen umstürzenden Urteile verführt hat, eine aus dem 17. Jahrhundert stammende Ergänzung des Armes (in Stuck) vorstellt, die die pyramidale Zuspitzung der Gruppe geradezu stört. So bleibt wohl nichts übrig, als die Schöpfung dem Bereiche freisinnigen Denkens wieder zu entrücken und für spezifisch Nationale Zwecke zu verwerten. Dazu reicht die linke Hand vollständig aus und Laokoon, den die Schlange, wie Herr Nordau versichert, »bloß in die linke Hüfte« gebissen hat, spürt nichts als das dringende Bedürfnis, sich an der Stelle des Bisses zu kratzen...

Und der Moses des Michelangelo, zu dem sich Herr Nordau befriedigt wandte, scheint ihm auch etwas ganz anderes auszudrücken als allen übrigen Menschen. »Moses sieht auf das Gesindel hinab, das um das goldene Kalb tanzt, haum daß er den Rücken gewendet hat«; er betrachtet das Treiben dieser Vorläufer des Ekonomisten, aber es ist nicht Zorn, was aus dem Titanenantlitz spricht, eher »Mitleid mit sich selbst, mit dem hohen Genie, das sich für solches Volk opfert«. Er »hat sich an Unwürdige weggeworfen«... So muß auch Max Nordau, der dasselbe Volk aus der Knechtschaft führen wollte, einsehen, daß das Feuilletonschreiben für die ‚Neue Freie Presse' doch ein einträglicheres Geschäft ist. Aber er unterscheidet sich von Moses dadurch, daß er nicht nur wie jener den »Bankbruch der Nächstenliebe in einer stolzen, selbstbewußten Seele erlebt, sondern auch den Bruch der jüdischen Nationalbank;

JOURNALIST UND DIENSTMANN

Mai 1905

Ein Redakteur des ‚Neuen Wiener Journals' hat sich als Dienstmann verkleidet, um seine Erlebnisse unter dem Titel »Einen Tag — Dienstmann« veröffentlichen zu können. Einer jener journalistischen Kostümscherze, die nachgerade epidemisch werden. Man kann jetzt in Wien nie mehr wissen, woran man ist. Bietet einem im Restaurant ein Hausierer Zahnbürsteln — ich wollte schon sagen: Prioritätsaktien — an, Vorsicht: es kann ein verkleideter Redakteur der ‚Zeit' sein; wobei die Täuschung umso vollkommener wäre, als die vorhandenen Mittel die künstlerische Zutat fast überflüssig machen. Bietet dir ein Werkelmann seine Kappe dar, Vorsicht: es ist vielleicht ein volkswirtschaftlicher Redakteur, den es einmal gelüstet hat, sich in den Seelenzustand eines Mannes, der auch kleinere Beträge nimmt, zu versetzen. Mißtraue dem General, der in deiner Zeitung die Schlachten anderer Leute gewinnt! Seine Fahne ist ein Bürstenabzug, seine Waffe ein Revolver, seine Uniform von Herrschaften abgelegt. Sieh dir den Kondukteur in der Elektrischen genau an, ehe du ihm die Amtsehrenbeleidigung eines Trinkgelds zufügst: auch auf diesen so schwerer Verdächtigung ausgesetzten Posten haben schon Wiener Redakteure aspiriert. Und jetzt ist einer gar auf die Idee verfallen, sich als Dienstmann zu verkleiden. Ein der journalistischen Sphäre ganz fernliegender Beruf, da ja der Dienstmann bekanntlich nicht für die Unterschlagung

einer Nachricht bezahlt wird. Aber es gibt vielleicht ein ideales Motiv, ein solches Amt, wenn auch nur für einen Tag, zu usurpieren. Vielleicht etwa das sozialpolitische Interesse, das den proletarischen Schriftsteller treibt, sich als Bühnenarbeiter oder gar als Kanalstrotter zu verkleiden? Welches andere? Nun, im ‚Neuen Wiener Journal' hat jeder Artikel, ob gestohlen oder nicht, einen Untertitel. Und da werden wir denn auch gleich über die Absichten unseres journalistischen Dienstmannes informiert. »Ha — Noble Kundschaft. — Allerhand müßige Frager. — Wo sind die galanten Abenteuer? — Die Taxe fürs Ansprechen und Nachsteigen. — Sie will einen Wagen. — Schlechter Lohn.« Nein, ihn trieb kein sozialpolitisches Interesse. »Warum soll ichs leugnen«, schreibt er, »die Mühsal des Dienstmannberufes kennen zu lernen, galt mir weniger, ich dachte mehr an lustige Abenteuer, an rosa Briefchen, an zu bestellende Rendezvous und derlei«. Da aber der Dienstmann, dessen Tracht unser Reporter geborgt hatte, »von Seite seiner Kollegen und seines Bureaus großen Unannehmlichkeiten ausgesetzt wäre, wenn seine Identität festgestellt würde, muß ich die präzise Angabe meines Standplatzes verschweigen und gebe folgendes zur Ehrenrettung des Mannes an, als dessen Remplaçant ich galt. Er erkundigte sich nach den Ursachen, die mich zur zeitweiligen Übernahme des Dienstmannpostens bestimmten, ließ sich das Vorhandensein eines gewissen Betriebskapitals vorweisen, partizipierte daran und entschloß sich endlich, nachdem er jede Aufklärung bekommen hatte, mir die Embleme seiner Macht zu verleihen, das ist: größter Teil des Habits und Zettel mit seiner Nummer.«

Es ist ja anständig, daß der Schalk die Unanständigkeit des Handels, den er mit dem Dienstmann einging, erkennt und zugibt. Aber im Interesse der öffentlichen Sicherheit wäre eine Wiederholung dieser und ähnlicher Verwandlungen besser zu ver-

meiden. Die Presse ist gefährlich genug, wenn sie sich mit dem Beruf bescheidet, den sie schon hat. Die Perspektiven, die der journalistische Kostümwechsel eröffnet, sind grauenerregend. Nächstens wird man einen Dienstmann, dem man einen Brief an eine Geliebte übergeben will, fragen müssen: Für welches Blatt schreiben Sie? Und wird sich erst durch seine Versicherung beruhigen lassen, daß für ihn die Galanterie des Auftrags kein Spezialinteresse habe, daß er also darüber nicht im ‚Neuen Wiener Journal' »plaudern« werde. Der Dienstmann an der Ecke meiner Straße, den ich hin und wieder in die Druckerei schicke, ist am Ende Mitarbeiter des volkswirtschaftlichen Teiles der ‚Neuen Freien Presse'! Muß man einmal mit solchen Möglichkeiten rechnen, dann ist jedes Vertrauen dahin. Denn wie wenige Aufträge sind denkbar, die man auch einem Redakteur ruhig erteilen kann! Der Eckensteher des Herrn Lippowitz erzählt, er sei ausersehen worden, »einen Kaffee« für einen Herrn Taussig zu holen. Das mag angehen — wiewohl ich mir von einem Vertreter des ‚Neuen Wiener Journals' auch kein Genußmittel ins Haus bringen ließe, und am allerwenigsten Kaffee, dessen Quelle ohnedies in den meisten Fällen verschwiegen wird. Daß er aber, wie er keck zugibt, für einen Oberleutnant Schmuck ins Versatzamt und für einen Sektionschef einen Brief »in eine noble Gasse im vierten Bezirk« getragen hat, ist geradezu unheimlich. In jeden Beruf, den er verfehlt hat, möge ein Journalist sich nachträglich einzudrängen versuchen: nur nicht in den des Dienstmanns! Unfähigkeit kann nie so schlimmen Schaden stiften wie die Enttäuschung der Vorstellung, mit der gerade das Wesen des Dienstmanns verknüpft ist. Seine erste Aufgabe ist Diskretion, die erste Aufgabe des Journalisten Indiskretion: nie werden die beiden Berufe eine organische Verschmelzung eingehen. Als ihm der Oberleutnant den Schmuck übergeben hatte, »da

sah ich erst«, gesteht unser Dienstmann, »welches unbegrenzte und ja durchaus gerechtfertigte Vertrauen dem Wiener Dienstmann entgegengebracht wird«. Und im nächsten Moment fragte er den Begleiter, der ihm sein Kostüm geborgt hatte: »Und die diskreten, feinen Agenden des Dienstmanns, Blumen, Präsente für Ballerinnen?« Zu seinem Leidwesen mußte er erfahren, daß das »Damengeschäft« schlecht gehe; sonst hätten wir eine Bereicherung der anmutigen Rubrik »Wiener Leben« im ‚Neuen Wiener Journal' zu erhoffen... Daß der Journalist als Dienstmann auch einmal die Unhöflichkeit der Menschen kennen lernt, ist ja gewiß heilsam. Er trifft ein Mitglied der Hofoper und muß enttäuscht melden: »Meine Devotion ‚Ergebenster Diener, Herr Kammersänger' bewog ihn zu keiner Antwort.« Gestern noch war's umgekehrt; wenn es jetzt der Sänger nur nicht zu spüren bekommt! »Auf der Kärntnerstraße sah ich Exzellenz Koerber, aber auch der beschäftigt keine Dienstmänner, seit er aus dem Amte ist«. War sich der Journalist, als er diesen Stoßseufzer tat, seiner Verkleidung bewußt?

Aber wenn sie auch seit Herrn Koerbers Rücktritt brotlos geworden sind, deshalb müssen die Wiener Journalisten noch immer nicht Dienstmänner werden. Und im Interesse unseres Privatlebens sollen sie's auch nicht. Viel weniger besorgniserregend und viel natürlicher wäre es, wenn Dienstmänner, die uns schon heute oft eine bessere Zeitung bringen, auf die Idee verfielen, Journalisten zu werden. Denn erstens wären dann die Blätter anständiger geschrieben und zweitens würde die Frage: »Sind Sie bezahlt?« von dem Empfänger einer Meldung mit viel ~~weniger Mißtrauen~~ als jetzt gestellt werden. Auch eine Pflichtversäumnis, wie sie der verkleidete Redakteur zum Schlusse seiner Betrachtung schadenfroh lachend zugibt, würde sich der verkleidete Dienstmann nie zuschulden kommen lassen. Ein Herr schob jenem

einen Koffer vor die Füße und rief ihm zu: »Westbahnhof, da haben Sie eine Krone fünfzig!« »Einen Augenblick, ich schick' einen Kollegen«, sagte unser Schmock und war verschwunden. Ob er den Leitartikler seines Blattes geschickt hat, verrät er nicht .../ Vermutlich wird nun das Dienstmannsinstitut jene ehrenrätliche Untersuchung vornehmen, zu der die »Concordia« eigentlich verpflichtet wäre. Aber ihr Resultat wäre leider bloß die Bestrafung des armen Teufels, der sich für ein Trinkgeld schwerer Verletzung seiner Pflicht schuldig gemacht hat, und nicht die des unanständigen Verführers. Immerhin hätte dann die Ära der Verkleidungen ein Ende. Wer Journalist sein will, bringe sich als Journalist weiter. Der Tagdieb als Tagdieb. Wer aber einen Tag aus dem Leben eines Hausierers, eines Kondukteurs, eines Dienstmanns stiehlt, dem wird schließlich nur die letzte Tracht, die ihm noch unbekannt ist, zu vergönnen sein, eine Tracht Prügel.

Journalist und Dienstmann.

Ein Redakteur des ‚Neuen Wiener Journals' hat sich, wie er den entzückten Lesern als Osterüberraschung mitteilt, als Dienstmann verkleidet, um seine Erlebnisse unter dem Titel »Einen Tag — Dienstmann« veröffentlichen zu können. Das sind Scherze, die nachgerade epidemisch werden. Man kann jetzt in Wien nie mehr wissen, woran man ist. Bietet einem im Restaurant ein Hausierer Zahnbürsteln — ich wollte schon sagen: Prioritätsaktien — an, Vorsicht: es kann ein verkleideter Redakteur der ‚Zeit' sein; wobei die Täuschung umso vollkommener wäre als die vorhandenen Mittel die künstlerische Zutat fast überflüssig machten. Bietet dir ein Werkelmann seine Kappe dar, Vorsicht: es ist vielleicht ein Journalist, den es einmal gelüstet hat, sich in den Seelenzustand eines Mannes, der auch kleinere Beträge nimmt, zu versetzen. Mißtraue dem General, der in deiner Zeitung die Schlachten anderer Leute gewinnt! Seine Fahne ist ein Bürstenabzug, seine Waffe ein Revolver, seine Uniform von Herrschaften abgelegt. Sieh dir den Kondukteur in der Elektrischen genau an, bevor du ihm die Amtsehrenbeleidigung zufügst, ihn der Annahme eines Trinkgelds für fähig zu halten: auch auf diesen so schwerer Verdächtigung ausgesetzten Posten haben schon Wiener Redakteure »gespitzt«. Und jetzt ist einer auf die Idee verfallen, sich als Dienstmann zu verkleiden. Ein der journalistischen Sphäre ganz fernliegender Beruf, da ja der Dienstmann erfahrungsgemäß für die Bestellung einer Nachricht und nicht für ihre Verschweigung bezahlt wird. Aber es gibt vielleicht noch ein anderes Motiv, ein solches Amt, wenn auch nur für einen Tag, zu usurpieren. Etwa die sozialpolitische Pflicht, die den proletarischen Schriftsteller zwingt, sich als Bühnenarbeiter oder gar als Kanalstrotter zu verkleiden? Nun, im ‚Neuen Wiener Journal' hat jeder Artikel, ob gestohlen oder nicht, Untertitel. Und da werden wir denn auch gleich über die Absichten unseres journalistischen Dienstmannes informiert. ». . . Noble Kundschaft. — Allerhand müßige Frager. — Wo sind die galanten Abenteuer? — Die Taxe fürs Ansprechen und Nachsteigen. — Sie will einen Wagen. — Schlechter Lohn.« Nein, ihn rief keine sozialpolitische Pflicht. »Warum soll ichs leugnen«, schreibt er wörtlich, »die Mühsal des Dienstmannberufes kennen zu lernen, galt mir weniger, ich dachte mehr an lustige Abenteuer, an rosa Briefchen, an zu bestellende

Rendezvous und derlei«. Da aber der Dienstmann, dessen Tracht unser Reporter geborgt hatte, »von Seite seiner Kollegen und seines Bureaus großen Unannehmlichkeiten ausgesetzt wäre, wenn seine Identität festgestellt würde, muß ich die präzise Angabe meines Standplatzes verschweigen und gebe folgendes zur Ehrenrettung des Mannes an, als dessen Remplaçant ich galt. Er erkundigte sich nach den Ursachen, die mich zur zeitweiligen Übernahme des Dienstmannpostens bestimmten, ließ sich das Vorhandensein eines gewissen Betriebskapitals vorweisen, partizipierte daran und entschloß sich endlich, nachdem er jede Aufklärung bekommen hatte, mir die Embleme seiner Macht zu verleihen, das ist größter Teil des Habits und Zettel mit seiner Nummer.«

Es ist ja schön, daß der Wackere die Unstatthaftigkeit des Handels, den er mit dem Dienstmann einging, erkennt und zugibt. Aber im Interesse der öffentlichen Sicherheit wäre eine Wiederholung dieser und ähnlicher Verwandlungen besser zu vermeiden. Die Journalistik ist gefährlich genug, wenn sie sich mit dem Beruf bescheidet, den sie innehat. Die Perspektiven, die der journalistische Kostümwechsel eröffnet, sind grauenerregend. Nächstens wird man einen Dienstmann, dem man einen Brief an eine Geliebte übergeben will, fragen müssen: für welches Blatt schreiben Sie? Und wird sich erst durch seine Versicherung beruhigen lassen, daß er nicht für das ‚Neue Wiener Journal' »plaudern« werde und daß für ihn die Galanterie des Auftrags kein Spezialinteresse habe. Das fehlt uns noch! Der Dienstmann an der Ecke meiner Straße, den ich hin und wieder in die Druckerei schicke, ist am Ende Mitarbeiter des Ekonomist! . . Freilich gibt es Aufträge, die man selbst einem Reporter beruhigt erteilen kann. So z. B. erzählt der Eckensteher des Herrn Lippowitz selbst, er sei ausersehen worden, »einen Kaffee« für einen Herrn Taussig zu holen. Das mag angehen, — wiewohl ich mir von einem Vertreter des ‚Neuen Wiener Journal' auch kein Genußmittel ins Haus bringen ließe. Daß er aber, wie er keck zugibt, für einen Oberleutnant Schmuck ins Versatzamt und für einen Sektionschef einen Brief »in eine noble Gasse im vierten Bezirk« getragen hat, ist unheimlich. In jeden Beruf, den er verfehlt hat, möge ein Journalist sich nachträglich einzudrängen versuchen. Nur nicht in den des Dienstmanns. Unfähigkeit kann nie so schlimmen Schaden stiften wie die Ent-

täuschung der Vorstellung, mit der gerade das Wesen des »Kommissionärs« verknüpft ist. Die erste Aufgabe des Dienstmannes ist Diskretion, die erste Aufgabe des Journalisten Indiskretion: nie werden die beiden Berufe eine organische Verschmelzung eingehen. Als ihm der Oberleutnant den Schmuck übergeben hatte, »da sah ich erst«, schreibt unser Dienstmann, »welches unbegrenzte und ja durchaus gerechtfertigte Vertrauen dem Wiener Dienstmann entgegengebracht wird«. Und im nächsten Moment fragte er den Begleiter, der ihm sein Kostüm geborgt hatte: »Und die diskreten, feinen Agenden des Dienstmanns, Blumen, Präsente für Ballerinnen?« Zu seinem Leidwesen mußte er erfahren, daß das »Damengeschäft« schlecht gehe; sonst hätten wir eine Bereicherung der anmutigen Rubrik »Wiener Leben« im ‚Neuen Wiener Journal' zu erhoffen. Daß der Journalist als Dienstmann auch einmal die Unhöflichkeit der Menschen kennen lernt, ist ja gewiß heilsam. Er trifft ein Mitglied der Hofoper und muß enttäuscht melden: »Meine Devotion ‚Ergebenster Diener, Herr Kammersänger' bewog ihn zu keiner Antwort.« Gestern noch wars umgekehrt; wenn es jetzt der Sänger nur nicht zu spüren bekommt! »Auf der Kärnthnerstraße sah ich Exzellenz Koerber, aber auch der beschäftigt keine Dienstmänner, seit er aus dem Amte ist.« War sich der Journalist, als er diesen Stoßseufzer tat, seiner Verkleidung bewußt? Wollte er sagen, Herr v. Koerber beschäftige keine Journalisten mehr, seit er aus dem Amte ist? ...

Aber wenn sie auch seit damals brotlos geworden sind, deshalb müssen sie noch immer nicht Dienstmänner werden. Und im Interesse unseres Privatlebens dürfen sie's nicht! Viel weniger besorgniserregend und viel natürlicher wäre es, wenn Dienstmänner auf die Idee verfielen, Journalisten zu werden. Denn erstens wären dann die Blätter besser geschrieben und zweitens würde die Frage: »Sind Sie bezahlt?« von dem Empfänger einer Zeitung mit viel weniger Mißtrauen als jetzt gestellt werden. Auch eine Pflichtversäumnis, wie sie der verkleidete Schmock zum Schlusse seiner Betrachtung schadenfroh lachend zugibt, würde sich der verkleidete Dienstmann nie zuschulden kommen lassen. Ein Herr schob jenem einen Koffer vor die Füße und rief ihm zu: »Westbahnhof, da haben Sie eine Krone fünfzig!« »Einen Augenblick, ich schick' einen Kollegen«, sagte

der Schmock und war verschwunden. Ob er den Leitartikler seines Blattes geschickt hat, verrät er nicht ... Hoffentlich nimmt das Dienstmannsinstitut jene ehrenrätliche Untersuchung vor, zu der die Concordia eigentlich verpflichtet wäre. Aber ihr Resultat wird leider bloß die Bestrafung des armen Teufels, der sich für Trinkgeld schwerer Verletzung seiner Pflicht schuldig gemacht hat, und nicht die des unanständigen Verleiters sein. Immerhin wird dann die ekelhafte Ära der Verkleidungen ein Ende haben. Wer Journalist sein will, bringe sich als Journalist weiter. Der Tagdieb als Tagdieb. Wer aber einen Tag aus dem Leben eines Hausierers, eines Kondukteurs, eines Dienstmannes usw. stehlen will, dem wird schließlich nur mehr eine Tracht, die ihm noch unbekannt ist, zu vergönnen sein: eine Tracht Prügel.

SCHILLER-FEIER.

In einem ebenso gedankenreichen wie ungerechten Essay über Friedrich Schiller, den Otto Weininger hinterlassen hat, (»Über die letzten Dinge«, W. Braumüller) wird die Verwandtschaft des jetzt von der zudringlichen Liebe einer Welt von Schwätzern belästigten Dichters mit dem Journalismus behauptet. Wenn man Weininger glauben sollte, würde Schillers Erscheinung so recht zu dem eklen Getriebe, das sie heute umlärmt, passen. »Das Verletzende an Schiller« sei »seine Freude im Chor, in der Herde; sein ganz ungeniales Glücksgefühl, gerade in der Zeit zu leben, in der er lebte; seine willige Selbstbegrenzung innerhalb der Geschichte, sein befriedigter Zivilisationsstolz«. Schiller habe »recht eigentlich den Dünkel des Europäers und den verlogenen Enthusiasmus des Fortschrittsphilisters begründet«. »Was tiefere Menschen von Schiller immer abstoßen sollte, was